DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 98

DM 1.50

Österr. S 12; Schweiz Fr. 1.70
Italien L 750; Spanien Pts 65
Printed in Germany

DÄMONENKRIEG



Nr. 98

Dämonenkrieg

(Der elfte Weg in die Dimension des Grauens)

Was zuletzt geschah:

Ak Nafuur, der ehemalige Molochos, hat Hellmark dreizehn versiegelte Briefumschläge hinterlassen. In jedem befindet sich eine Botschaft, die für Björn schließlich eine Aufgabe enthält, die er erfolgreich lösen muß. Nur, wenn ihm das gelingt, ist es ihm gestattet, den nächsten Umschlag zu öffnen.

Diese Prozedur soll es ihm ermöglichen, nach dreizehn bestandenen Aufgaben in Rha-Ta-N'mys Dämonenreich einzudringen und die Dämonengöttin zum Kampf stellen zu können.

Jede Aufgabe baut auf der vorangegangenen auf. Jede birgt die Gefahr in sich, daß er und seine Freunde dabei auf der Strecke bleiben. Die Chance, alle dreizehn Aufgaben erfolgreich abzuschließen ist äußerst gering – und doch hat Hellmark sich darauf eingelassen, weil es der einzige Weg zu sein scheint, das Tor in das Horror-Reich der Dämonengöttin überhaupt aufzustoßen…

Zehn Wege in die Dimension des Wahnsinns und Grauens hat er schon hinter sich gebracht…

Sie schlug die Augen auf und war von einem Moment zum anderen hellwach. Unwillkürlich tastete die rassige Brasilianerin mit ihrer Hand zur Seite. Das Bett neben ihr war leer! Die Frau richtete sich auf. Außer einem hauchdünnen, nixengrünen Babydoll trug sie nichts auf der Haut. Ebensogut hätte sie nackt sein können.

»Björn?« fragte sie leise und schwang die langen, wohlgeformten Beine über den Bettrand.

In dem kleinen und gemütlich eingerichteten Schlafzimmer herrschte angenehmes Halbdunkel. Es wurde erzeugt durch die Helligkeit, die durch die Ritzen der zugezogenen Fensterläden drang. Draußen nämlich war es taghell… Und dies, obwohl es »Nacht« auf Marlos war.

Doch die Nachtstunden waren nicht abhängig von bestehender Finsternis. Auf Marlos, der unsichtbaren Insel zwischen Hawaii und den Galapagos, wurde es nie dunkel. So hatten die Menschen, die dort lebten, sich den immerwährenden Sonnentag in Stunden der Aktivität und des Schlafens künstlich eingerichtet.

Zwei Tage waren seit Björns Rückkehr von Lemuria und ein Tag seit den unheimlichen Ereignissen in New York vergangen. Dort waren vierzehn Menschen auf rätselhafte Weise verschwunden, unter ihnen Richard Patrick, ein wichtiger Informant Björns und gleichzeitig ein guter Freund.

Carminia Brado verließ die Hütte, trat aus der Dämmerung in die Helligkeit und blinzelte ins Sonnenlicht, bis ihre Augen sich an das plötzliche Tageslicht gewöhnt hatten.

Ihr Blick wanderte über den weißen Sandstrand. Die Blätter der riesigen Palmen bewegten sich kaum im sanften Wind, der vom offenen Meer herangetragen wurde.

Der Strand war leer. Überall an den bewohnten Blockhütten waren die Fensterläden vorgezogen.

Jim und Pepe, die Geschwister Koster, Danielle, Rani und Arson, der Mann mit der Silberhaut, schliefen.

Nur Björn war nicht da. Aber er hatte versprochen, nach den aufregenden und kräftezehrenden Abenteuern der letzten Zeit, noch mindestens einen weiteren Tag auf Marlos zu verbringen, um seine Kräfte zu regenerieren.

Was hatte ihn veranlaßt, nun doch früher aufzubrechen? Und dann noch auf diese ungewohnte Weise?

Carminia war es gewohnt, daß der Mann, den sie liebte und der ihr Lebensgefährte nicht nur in diesem, sondern auch schon in einem früheren Leben gewesen war, sie über seine Unternehmungen informierte.

Björn war stillschweigend aufgebrochen. Hatte er sie nur nicht im Schlaf stören wollen?

Das Gefühl von Unruhe verstärkte sich in ihr.

Carminia begann schneller zu laufen. Ihre nackten Füße ließen den weichen, feinkörnigen Sand aufspritzen.

Die Frau, deren Haut die Farbe von Sahnekaffee hatte, rannte am Strand entlang.

Ihr Ziel war die mächtige Felserhebung, rund dreihundert Meter von der ersten Reihe der Blockhütte entfernt. Dort in der Bucht ragte der Felsklotz wie ein Auswuchs empor. Er hatte die Form eines riesigen Totenschädels.

Die große Öffnung führte ins Innere einer einmaligen Höhle.

Es war die Geister-Höhle. Hellmarks Refugium…

Hierher zog er sich oft zurück, um Abstand zu gewinnen von den Dingen, die sein Leben zu einem einzigen großen Abenteuer machten, hier bewahrte er die Trophäen auf, die er im Kampf gegen die Mächte der Finsternis erbeutet hatte.

»Björn?« rief Carminia schon von weitem. Ihre Stimme hallte durch die Höhle. Obwohl sie jederzeit hierher kommen konnte und sich auch schon oft hier aufgehalten hatte, faszinierte sie dieser Ort jedesmal von neuem.

Er hatte eine Ausstrahlung, die es auf der ganzen Erde nicht gab. Hier war durch den Aufenthalt jener Philosophen, Weisen und Priester einer Welt, die vor etwa 20.000 Jahren in der Erdgeschichte eine große Rolle spielte, eine Atmosphäre des Geheimnisvollen, Mythischen zurückgeblieben, die der Höhle ihre Eigenart verlieh.

Im Innern war es nie stockfinster. Von den Wänden her schimmerte es fluoreszierend. Das Licht war immer vorhanden.

Vor ihr lag die Treppe, die sich pyramidenförmig nach oben verjüngte.

Auf den Stufen standen steinerne Throne; darauf saßen Skelette, die in kostbare, farbige Gewänder gekleidet waren. Die rubinroten, smaragdfarbenen, bernsteingelben und azurblauen Umhänge wurden auf den Knochen-Schultern von prächtigen Goldspangen gehalten.

Für alle diese Dinge hatte sie keine Augen. Sie blickte auf den obersten der steinernen Throne, auf dessen Sockel der Name BJÖRN HELLMARK eingemeißelt war.

Der Thorn war leer.

Die Trophäen standen neben ihm. Im größten Behälter, der Ähnlichkeit mit einem Geigenkasten hatte, lag das Schwert des Toten Gottes. Da der Deckel des Behälters aufgeklappt war, konnte die Brasilianerin die funkelnden, geschliffenen Steine des Schwertgriffes sehen.

Von Hellmark keine Spur und…

Da fiel ihr Blick in die im Schatten liegende Wandnische an ihrer Seite. Dort stand, von einem schweren roten Samtvorhang verdeckt,

der Spiegel der Kiuna Macgullyghosh.

Und davor lag…

»Björn!« Der leise, erschreckte Aufschrei kam unbewußt über die Lippen der schönen Frau.

Im nächsten Moment war sie bei dem Mann, den sie liebte.

Hellmark lag auf dem Rücken, hatte die Augen geschlossen. Sein kurzgeschnittenes, blondes Haar war zerwühlt, als hätte er einen Kampf hinter sich.

»Björn?! Was ist los?« wisperte die Brasilianerin erregt.

Er regte sich nicht. Und Carminia Brado meinte in diesen Sekunden, die ganze Welt würde untergehen.

Er fühlte sich eiskalt an und atmete nicht mehr.

Björn Hellmark, der Mann von Marlos – war tot!

*

In New York war es Nacht.

Brian Doal, ein Studienfreund des verschwundenen Professors Phil Harrison, der sich einen Namen als Kenner und Übersetzer alter Sprachen gemacht hatte, fand keine Ruhe.

Er stand am Fenster des zehnstöckigen Hauses und starrte auf die Straße. Die Fahrzeuge, die sich im Regen bewegten, sahen aus wie beleuchtete Spielzeuge.

Der Asphalt glänzte. Das Geräusch der laufenden Motoren drang gedämpft durch die geschlossenen Fenster.

Brian Doal war siebzig, aber man sah es ihm nicht an. Er wirkte viel jünger, betrieb regelmäßig Sport und arbeitete jeden Tag noch acht bis zehn Stunden. Die Vorlesungen an der Universität waren für ihn Beruf und Hobby gleichzeitig. Aber er war nicht einseitig. Er hatte viele Hobbys. Dazu gehörten Reiten, Tennisspielen und Tanzen. Es verging kaum ein Wochenende, an dem er nicht auf einer privaten Party oder einer öffentlichen Tanzveranstaltung anzutreffen war.

Diese Woche war es eine Ausnahme. Er war zu Hause geblieben. Ihm stand nicht der Kopf nach Vergnügungen, gleich welcher Art sie auch waren.

Doal rauchte eine Zigarette nach der anderen. Er betätigte sich als Kettenraucher, und die Klimaanlage in seiner Wohnung war nicht mehr in der Lage, die verräucherte Luft so schnell abzusaugen.

Tausend Gedanken gingen Doal durch den Kopf. Immer wieder mußte er an den vorletzten Tag denken, an dem sein Freund Harrison ihn noch zu einem Gespräch eingeladen hatte. Als er dort in der Wohnung eintraf, war diese leer gewesen…

Die Suche der Polizei nach dem Verschwundenen war bisher vergebens gewesen. Heute hatte noch einiges in der Zeitung

gestanden. Die New Yorker, die in jener Nacht eventuell Beobachtungen gemacht hatten, wurden aufgefordert, diese Beobachtungen unbedingt der Polizei mitzuteilen. Wie – scheinbar – belanglos sie auch waren, Captain Muller, der mit der Aufklärung betraut worden war, suchte nach ungewöhnlichen Spuren. Denn das Ereignis in jener Nacht war auch ungewöhnlich gewesen. Inzwischen stand längst fest, daß nicht nur Phil Harrison verschwunden war, sondern weitere dreizehn angesehene, einflußreiche Bürger dieser Stadt.

Unter ihnen Ärzte, Rechtsanwälte, Wissenschaftler, der Verleger Richard Patrick…

Alle diese Personen waren am gleichen Abend Gast im Haus des Guru Shoam gewesen, einer ebenfalls stadtbekannten Persönlichkeit, die über die Grenzen New Yorks und des Landes hinaus Berühmtheit erworben hatte. Shoam, dessen Anhängerschar nach Millionen zählte, war alles andere als ein Scharlatan gewesen, dem es nur darauf ankam, seine Jünger finanziell auszubeuten. Shoam predigte das einfache Leben – und lebte es vor. Er fuhr keinen Rolls-Royce, wohnte in keinem Palast und war nicht von unzähligen Dienern umgeben.

Mit dem bescheidenen Einkommen, das ihm zur Verfügung stand, ernährte er auch einen Jungen, den er vor geraumer Zeit nach einem Aufenthalt in Indien adoptierte. Er nannte den Jungen Sarash.

In jener Nacht, als die vierzehn Persönlichkeiten in New York verschwanden, tauchte auch Sarash unter. Nach ihm wurde ebenfalls gesucht wie nach der berühmten Stecknadel im Heuhaufen.

Shoam, der indische Guru, konnte wegen des Verbleibs seines Adoptivsohnes nicht mehr gefragt werden. Er war noch an jenem Abend ermordet in seinem Bett aufgefunden worden…

Gab es zwischen dem Tod des Inders und dem Verschwinden des Jungen und der vierzehn Männer einen Zusammenhang?

Die Polizei zweifelte kaum daran.

Aber nach wie vor tappte sie im dunkeln. Keiner konnte sich einen Reim auf das machen, was in jener Nacht geschehen war.

Die Polizei aber nahm an, daß Doal ein wichtiger Zeuge war.

Immerhin hatte er wenige Minuten vor dem Verschwinden des Studienfreundes diesen noch telefonisch gesprochen.

Doal vergegenwärtigte sich im stillen jenen Augenblick.

Harrison war aufgeregt gewesen und hatte zu später Stunde dringend den Wunsch gehabt, mit einer Person seines Vertrauens zu sprechen. Was immer er hatte mitteilen wollen – es mußte von äußerster Brisanz gewesen sein, daß er darüber nicht mal andeutungsweise ein Wort am Telefon verloren hatte.

Er wollte mit ihm nur unter vier Augen sprechen.

Doch dazu war es nicht gekommen…

Dieser Punkt ging ihm immer wieder durch den Kopf. Hatte Harrison wirklich keine Andeutung gemacht? Durch die vielen Fragen, die Doal während der letzten Tage gestellt worden waren, hatte sich seine Unsicherheit verstärkt.

Er kramte in seiner Erinnerung… Vielleicht gab es da doch eine Andeutung, die Phil gemacht hatte… und er hatte sie nur vergessen…, eine Andeutung, die Captain Muller und seinen Leuten unter Umständen weiterhalf.

Doal zermarterte sich vergebens das Gehirn.

Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr.

Wenige Minuten vor Mitternacht! Um diese Zeit schlief er sonst schon…

Brian Doal seufzte, wandte sich vom Fenster ab und nahm noch mal mehrere Baldriantropfen auf einem Stück Zucker. Doch die ersehnte Ruhe wollte sich dennoch nicht einstellen.

Der Wissenschaftler spielte mit dem Gedanken, eine stärkere Schlaftablette zu nehmen. Aber da er etwas gegen Medikamente hatte, die den Körper vergewaltigten, entschloß er sich zu fortgeschrittener Stunde noch einen Spaziergang zu unternehmen.

Er zog sich noch mal an, schlüpfte in seinen Regenmantel und verließ die Wohnung. Er hatte plötzlich das Gefühl, sich keine Minute länger darin aufhalten zu können. Sie war ihm zu eng, die Decke schien ihm auf den Kopf zu fallen.

Er atmete tief durch, als er aus der Haustür trat.

Die kühle, feuchte Nachtluft schlug ihm ins Gesicht. Sie tat ihm gut.

New York kam nie zur Ruhe. Selbst in dieser verhältnismäßig ruhigen Wohngegend fuhren Tag und Nacht die Autos.

Doal fragte sich immer, warum eigentlich auch zu später Stunde noch so viele Menschen unterwegs waren und was sie so ruhelos machte…

Am Straßenrand standen geparkte Fahrzeuge. Weiter vorn lagen mehrere Geschäfte. Die Schaufenster waren hell erleuchtet.

Brian Doal schlenderte den Bürgersteig entlang und den Läden entgegen.

Einige Passanten waren trotz des Regens auf der Straße. In einer Toreinfahrt stand ein Pärchen und küßte sich.

Unter dem leicht vorspringenden Dach über den Schaufenstern standen ebenfalls Leute und betrachteten die Auslagen. Ein riesiger Neger lehnte an einer Reklametafel und paffte eine Zigarre.

Lärm aus einer Seitenstraße… Dort war der Eingang zu einer berüchtigten Bar. Vor der Hauswand standen mehrere Motorräder. Einige Jugendliche in Gruppen warfen sich wenig freundliche Worte an den Kopf.

Doal machte, daß er weiterkam.

Er wußte aus Erfahrung, daß es in dieser Seitenstraße oft zu Verfolgungsjagden mit der Polizei und Schlägereien zwischen Betrunkenen, Barbesuchern und allerlei Gesindel kam. New York verslumte langsam, und Leute seines Alters – so stand es auch immer wieder in den Zeitungen zu lesen – wagen sich kaum noch auf die Straße, aus Angst, von kriminellen Jugendlichen überfallen, zusammengeschlagen und ausgeraubt zu werden. Dabei spielte die Hautfarbe keine Rolle. Ob schwarz oder weiß – verkommen und kriminell waren die meisten.

Doal versuchte jedoch nicht daran zu denken.

Er wollte bis zum Ende der Straße laufen und dann wieder in seine Wohnung zurückkehren. Der Spaziergang dauerte normalerweise eine halbe Stunde.

Die Straße weiter oben war ruhiger.

Plötzlich hörte er Schritte hinter sich. Sie waren schneller als eine eigenen und holten ihn ein.

Ein Verfolger war hinter ihm.

Doal war bereit, sofort zu schreien, wenn jemand ihn anzufallen beabsichtigte.

Um rechtzeitig auf sich aufmerksam zu machen – genügend Passanten waren schließlich in der Nähe – wandte er den Kopf und erstarrte…

Seine Wangenmuskeln zuckten, seine Kopfhaut zog sich zusammen.

Er hätte mit allem Möglichen gerechnet – nur nicht damit!

»P-h-i-l?« fragte er tonlos.

Das war Phil Harrison, einer der vierzehn Verschwundenen, die die New Yorker Polizei seit zwei Tagen im Großeinsatz suchte!

*

Einen Moment war sie wie gelähmt.

Sogar ihr Herzschlag setzte aus.

Sie konnte es nicht fassen.

Dann schossen Tränen in ihre Augen.

Aber Carminia Brado überließ sich nicht ihrer Trauer und Verzweiflung.

Sie handelte, preßte ihren Mund auf seine Lippen und begann mit Beatmung und Wiederbelebungsversuchen.

Aber nichts half.

Björn Hellmark rührte sich nicht. Er begann weder zu atmen, noch setzte seine Herztätigkeit wieder ein.

Da lief Carminia nach draußen.

So schnell sie ihre Beine trugen, rannte sie zu Rani Mahays Blockhütte, riß die Tür auf und stürmte in den dunklen Schlafraum.

Noch ehe sie dort ankam, richtete der große, breitschultrige Mann im Bett sich schon auf.

Carminia Brado hatte mit ihrer Annäherung kaum Geräusche verursacht, dennoch war der Mann schlagartig wach und erkannte ihre Umrisse im Halbdunkeln.

»Rani, schnell«, stieß Carminia schluchzend hervor, »es ist etwas Furchtbares passiert…«

Der Inder stellte keine langen Fragen. Im nächsten Moment sprang er aus dem Bett. Er trug khakifarbene Shorts.

»Björn…«, sagte er und lief neben der Brasilianerin her, die sich nicht die Zeit genommen hatte, sich passend anzukleiden. Sie wurde sich ihrer Blöße nicht bewußt.

»Björn – ist tot«, sagte sie völlig außer Atem, ohne den Inder anzusehen.

Mahay erbleichte. »Das ist nicht wahr!«

»Ich… kann es auch… nicht glauben… sieh' dir an, was ich gesehen habe… wir müssen ihn fortbringen in ein Hospital… vielleicht können sie dort noch etwas für ihn tun…«

Sie liefen, als ginge es um ihr eigenes Leben.

Jede Sekunde, die auf dem Weg bis zur Geister-Höhle verstrich, kam ihnen vor wie eine Ewigkeit.

Rani erreichte die Stelle vor dem Spiegel zuerst und sah Björn regungslos am Boden liegen.

Der Inder fühlte den Puls des Freundes und horchte sein Herz ab.

»Nichts«, murmelte er entsetzt.

Hellmarks Gesicht war blaß und wirkte wie aus Marmor gemeißelt.

Was immer auch geschehen war – dies war kein natürlicher Tod! Björn war etwas oder jemand begegnet, das auf ihn gelauert hatte!

Hier auf der paradiesischen Marlos-Insel war es zu einer tödlichen Begegnung gekommen!

Doch dies war nicht der Augenblick, Überlegungen anzustellen, die doch nicht weiterhalfen.

Rani nahm den Leblosen auf beide Arme und hob ihn mühelos empor.

Herzstillstand, Atemlähmung… ging es ihm durch den Kopf.

Aber nein, das alles konnte es nicht sein, widersprach er sich im stillen selbst. Der Körper des Freundes war kalt wie ein Eisblock. Allzu lange konnte Hellmark noch nicht in der Höhle liegen. Sein Körper hätte noch warm sein müssen…

»Wir werden sehen… ich bin gleich wieder zurück«, sagte der Koloß von Bhutan mit schwerer Zunge.

»Wohin bringst du ihn, Rani? In welches Hospital… ich möchte

dabei sein…«

»Nicht so, wie du jetzt angezogen bist«, machte er sie darauf aufmerksam. »Die können dort glauben, wir hätten irgendwo ’ne Orgie gefeiert… Paris… da kenn’ ich eine gute Klinik…«

Seine letzten Worte waren noch nicht verklungen, da verschwand er auch schon, ohne einen Schritt zu tun. Er löste sich auf wie eine Geistererscheinung.

Jeder, der eine Zeit auf der Insel Marlos verbrachte, verfügte über diese besondere Fähigkeit, die die Marlos-Bewohner schon gar nicht mehr als etwas Besonderes empfanden.

Jeder konnte sich mit purer Geisteskraft an jeden beliebigen Ort der Welt versetzen.

Rani – tauchte mitten in Paris wieder auf.

Dort wurde es gerade Abend.

Die Lichter in den Häusern und Geschäften gingen an, die Straßenlaternen leuchteten.

In dem riesigen Gebäude, vor dessen Hauptportal der Inder materialisierte, brannten sämtliche Lichter.

Niemand in der Umgebung war auf die Annäherung des kräftigen, bronzefarbenen Mannes aufmerksam geworden, der mit seiner Bürde auf den Armen die breite Treppe des Hauptgebäudes hochlief.

Aber als er die gewaltige Halle des Klinikums durchquerte, fiel er auf.

Es war kalt in Paris. Spätherbst. Niemand lief mehr in Shorts herum. Aber den Inder schien das nicht zu stören.

Eine Schwester eilte ihm entgegen.

Sie war verwirrt über das Auftauchen dieses Mannes.

Aber noch ehe sie dazu kam, ein Wort zu sagen, kam Rani Mahay ihr schon zuvor.

»Sein Herz hat ausgesetzt. Er hat einen Anfall; er braucht so schnell wie möglich ärztliche Hilfe…«

Die dunkelhaarige Französin betrachtete den reglosen Mann auf den Armen des kräftigen Besuchers.

Mit einem Blick erkannte sie die ernste Situation.

»Kommen Sie, schnell…«

Sie rief etwas durch den Korridor einer Kollegin zu und eilte dann zum Lift.

»Dr. Bertrand soll alles vorbereiten! Ein Notfall…«

Drei Minuten später befand Björn Hellmark sich in ärztlicher Behandlung. Die Tür des Untersuchungsraumes schloß sich hinter ihm. Mahay mußte draußen bleiben.

Der Inder lief in dem langen Gang auf und ab und brachte es nicht fertig, sich auf einen Stuhl zu setzen.

Ranis Gedanken kreisten wie ein Karussell.

Was war geschehen? Warum befand sich Björn in diesem Zustand? Konnte man hier in diesem Krankenhaus etwas für ihn tun?

Sein ›Sprung‹ von Marlos nach Paris war kein Zufall. Mahay kannte sich aus in dieser Stadt. Mehr als einmal schon war er hier gewesen und hatte mit Danielle de Barteaulieé, der Weißen Hexe, die versuchte, Rha-Ta-N'my mit deren eigenen Waffen zu schlagen, manchen Stadt- und Einkaufsbummel gemacht. Er kannte viele Orte und alle Großstädte, in der er ohne Zeitverlust in Gedankenschnelle von Marlos aus ›reisen‹ konnte, wenn er das wollte.

Diese Klinik war modern und bekannt geworden durch spezielle Behandlungsmethoden.

Ob sie auch Björn etwas nützten, würde sich sehr schnell herausstellen…

Patienten und Schwestern musterten den seltsamen Besucher, der nur mit khakifarbenen Shorts bekleidet war.

Mahay überging die Blicke.

Am liebsten wäre er hinter der Tür gewesen, wo sich auch sein Freund befand. Aber er hielt die Anstandsregeln durch, so schwer es ihm fiel. Seine Anwesenheit im Behandlungszimmer hätte Björn auf keinen Fall genützt.

Mahay marschierte bis zum Ende des langen Korridors. Von dort aus versetzte er sich durch einen intensiven Gedanken an Marlos zurück auf die sonnenbeschienene Insel.

Carminia wartete auf ihn in der Geister-Höhle.

Die Brasilianerin trug eine ärmellose, hauchdünne Bluse und einen Wickel-Rock, den sie in aller Eile um sich geschlungen hatte.

Hellmarks Lebensgefährtin hantierte am obersten Thron herum, der leer war und einst – in der Stunde des Todes - Björns ›Grab‹ sein sollte.

Mahay erschrak, als er unwillkürlich an die Prophezeiung der ›letzten Zeit‹ denken mußte, die unter anderem im ›Buch der Gesetze‹ aufgeführt war. Der letzte Platz in dieser Höhle war noch frei. Und schon vor 20.000 Jahren war bestimmt worden, daß nur einer ihn einnehmen sollte: Björn Hellmark…

Aber war diese Zeit denn schon gekommen?

Heiße und kalte Schauer liefen über den Rücken des Inders.

Hellmark hatte noch so viele Pläne gehabt. Vieles war unerledigt. Konsequent war er gerade in der letzten Zeit einem vielversprechenden Weg gefolgt, der ihn zum Ziel führen sollte. Der Weg in die Dimension des Grauens, der Weg in das Schreckenszentrum Rha-Ta-N'mys. Dort wurden alle Entscheidungen getroffen, die den Einsatz der Dämonenheere auf dieser und anderen Welt betrafen. Dort wurden die Geheimnisse bewahrt, die die Stärke der Welten der Finsternis bis jetzt noch ausmachte.

Zehn Wege hatte Björn erfolgreich hinter sich gebracht…

Hing sein erschreckender Zustand, in dem Carminia den geliebten Mann gefunden hatte, ganz und gar mit diesen Wegen zusammen?

Offenbar gingen Carminia ähnliche Gedanken durch den Kopf, weil sie die Umschläge sortierte, die in einem Felsenregal lagen.

Insgesamt dreizehn versiegelte Umschläge hatte der Priester Ak Nafuur seinem Freund Hellmark hinterlassen. In jedem Umschlag befand sich eine Aufgabe, die einen Weg in die Dimension des Grauens und Wahnsinns betraf. Immer dann, wenn eine Aufgabe gelöst war, hatte Hellmark das Recht, den darauffolgenden Umschlag, der mit einer laufenden Nummer und einem Stichwort versehen war, zu öffnen.

Mahay jagte auf den Treppen nach oben.

Carminia Brado, die seine Schritte hörte, wandte sich um und lief ihm entgegen.

»Was weißt du über ihn, Rani? Wohin hast du ihn gebracht? Worauf ist sein entsetzlicher Zustand zurückzuführen?«

»Sein Zustand ist unverändert. Man kümmert sich um ihn, mehr kann ich dir noch nicht sagen… was hast du hier entdeckt? Hängt es mit ihm…«

»Ich habe gehofft, eine Antwort auf diese Frage zu finden«, fiel Carminia Brado ihm ins Wort. »Ergebnis negativ… nein, mit dem neuen Weg in die Dimension Rha-Ta-N'mys hat es sicher nichts zu tun. Hier…« Sie zeigte ihm den noch immer versiegelten Umschlag mit der elften Botschaft, die nun an der Reihe gewesen wäre, »noch nicht aufgebrochen… Was Björn in der Höhle begegnet ist, muß aus dem Spiegel der Kiuna Macgullyghosh gekommen sein. Davor habe ich ihn gefunden…«

Ihre Augen waren gerötet und tränenverschleiert.

»Was immer es auch gewesen sein mag, das nach Marlos eingedrungen ist, ich werde es herausfinden«, fügte sie leise aber bestimmt hinzu. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten. »Es gibt in dieser Höhle ein Geheimnis, Rani… seit langem. Ich habe es schon eine Zeitlang gefühlt und es Björn… auch wissen lassen… es muß mit den Manja-Augen zusammenhängen…«

Wieder schnitt sie dieses Thema an.

Seit einiger Zeit war zumindest Carminia Brado nicht mehr ganz sicher, ob drei oder vier der kostbaren versteinerten Augen des Heiligen Xantilon-Vogels in dem Behälter aufbewahrt wurden oder nicht. Jeder auf Marlos war überzeugt davon, daß es vier Augen sein mußten. Insgesamt waren es sieben gewesen, doch im Verlauf dreier Abenteuer waren drei Exemplare aufgebraucht worden.

Carminia rätselte seit geraumer Zeit herum, weshalb ausgerechnet sie in manchen Stunden in dem Behältnis nur noch drei Augen sehen

konnte, während das vierte wie von einer geheimnisvollen, unsichtbaren Kraft berührt, sich auflöste, wieder schemenhaft erschien und dann doch wieder auch für sie voll sichtbar wurde.

Dieses Phänomen war nie ausreichend geklärt worden. Hatte es etwas mit Björn Hellmarks Zustand zu tun?

Mit einem Mal stellten sich viele Fragen.

Die ganze Zeit war – trotz aller Gefahren – alles verhältnismäßig gut verlaufen. Zumindest hier auf der Insel waren sie vor allem sicher, das aus der Welt der Finsternis und des Bösen sonst gegen sie aktiv war. Marlos war ein Bollwerk, eine Tabuzone.

Hatte sich das geändert?

Hellmarks Tod war zumindest nicht auf normale Weise zustande gekommen. Wie er gestorben war, wie sich sein Körper nach dem Exitus zeigte – waren alle Anzeichen eines gewaltsamen und außergewöhnlichen Hinscheidens gegeben.

Alle diese Dinge beschäftigten auch den Inder Rani Mahay.

»Was war der Grund, Carminia?« richtete er seine Frage an die Frau. »Weshalb hast du deinen Schlaf unterbrochen? Hast du etwas gehört… sonst irgend etwas Verdächtiges wahrgenommen?«

»Nicht daß ich wüßte, Rani… ich war plötzlich wach. Sofort hatte ich das Gefühl, daß etwas nicht stimmte. Und als ich zur Seite tastete, war Björn nicht mehr da…«

»Könnte es sein, daß du im Schlaf einen Ruf vernommen hast?«

Sie dachte angestrengt nach. »Mir ist nichts bewußt… worauf willst du hinaus?«

»Du hast nichts gehört, bist trotzdem wach, und zwar zu einem Zeitpunkt, da etwas geschieht oder gerade geschehen war… es ist, als hätte zwischen euch in diesem Moment ein unsichtbares Band bestanden… dies ist nur eine Vermutung, nichts Bestimmtes. Es gibt plötzlich soviele Ungewißheiten und Fragen, die mich beschäftigen… Wir werden später nochmals eingehend darüber sprechen. Jetzt möchte ich zurückkehren ins Hospital.«

»Ich komme mit!«

»Bleib' hier, Carminia! Ich werde versuchen…«

»Ich bin diesmal an deiner Seite, Rani.« Sie sagte es mit solcher Bestimmtheit, daß sich jeder Widerspruch erübrigte.

Gemeinsam ›sprangen‹ sie nach Paris.

Sie tauchten am hintersten Ende des Korridors auf, in dem der Behandlungsraum lag, wo man Björn Hellmark zu helfen versuchte.

Eine Schwester blickte sich suchend um und wandte sich achselzuckend ab, als sie auf den großen, muskulösen Mann, der nur mit Shorts bekleidet war, aufmerksam wurde.

»Da sind Sie ja endlich«, sagte sie, als er näherkam. »Ich habe Sie schon gesucht…«, der vorwurfsvolle Unterton in ihrer Stimme war

nicht zu überhören. »Wo waren Sie denn?«

»Ich habe meine Bekannte abgeholt. Pardon, Schwester… das ist Senorita Carminia Brado… sie ist mit Monsieur Hellmark eng befreundet.«

»Was weiß man über ihn, Schwester«, wollte die Südamerikanerin sofort wissen. »Kann man ihm helfen…ist es noch nicht zu spät?«

In den Augen der Gefragten blitzte es kurz auf.

»Der Arzt«, sagte sie ausweichend, »wollte Sie sprechen…«, bei diesen Worten sah sie Carminia und Rani abwechselnd an. »Dr. Bertrand erwartet Sie in seinem Büro. Bitte, kommen Sie mit. Ich bringe Sie zu ihm…«

Von Bertrand, einem behäbigen Mitfünfziger, den nichts so leicht mehr aus der Ruhe bringen konnte, erfuhren sie die letzten Neuigkeiten.

»Wir haben getan, was wir tun konnten«, sagte er leise und wählte seine Worte mit Bedacht. »Leider – vermochte alle ärztliche Kunst nichts mehr auszurichten. Monsieur Hellmark ist tot…«

Sie saßen da wie versteinert.

»Es tut mir sehr leid«, vernahmen sie beide wie aus weiter Ferne Dr. Bertrands Stimme. »Ich hätte Ihnen gern etwas anderes gesagt, das können Sie mir glauben…«

In Carminias Ohren rauschte das Blut, ihr Herz klopfte, als wolle es zerspringen.

Noch immer hatte sie Hoffnung gehabt, daß man etwas für Björn tun konnte.

Die einzelnen Worte aus dem Mund des Arztes wirkten auf sie wie Hammerschläge.

»Wir wissen nicht, worauf sein Sterben zurückzuführen ist… vielleicht waren Drogen im Spiel, tödliche Chemikalien, unbekannte Gifte… Das alles muß noch geklärt werden, Mademoiselle, Monsieur… wir haben die Polizei bereits verständigt. Sie muß jeden Augenblick hier eintreffen. Bitte, bleiben Sie unbedingt hier. Man wird auch an Sie einige Fragen zu richten haben…«

*

Brian Doal glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

»Ich träume, Phil… wo kommst du her? Wieso…«

»Ich weiß, daß du viele Fragen hast«, antwortete sein Gegenüber. Harrison hatte mehr graue Haare als sein Freund, aber auch er besaß für seine sieben Lebensjahrzehnte noch erstaunliche Spannkraft. »Keine Zeit, darauf zu antworten… du mußt mir helfen, Brian.«

»Aber das will ich ja… die ganze Zeit«, erwiderte Doal erregt.

»Sag der Polizei Bescheid, sie soll einen Mann suchen… einen

Mann namens Hellmark, Björn Hellmark… Ich habe eine Botschaft für ihn!«

Brian Doal wollte noch etwas sagen.

Da geschah etwas Gespenstisches.

Zwischen den Augen glomm ein fahles Leuchten.

Einige Sekunden erkannte Brian Doal mitten auf der Stirn seines Freundes eine Erscheinung, die er sich einprägte.

Sie hatte die Form eines Schildkrötenpanzers und war auch genau so eingeteilt. Von den Seiten her liefen dünne Striche zur Mitte hin zusammen und bildeten einen verwirrenden, dichten Mittelpunkt.

Es war das Todeszeichen Vontox', der in Lemuria zu Hause war. Doch das wußte Brian Doal nicht, von ihm hatte er nie gehört…

Ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren, ging Phil Harrison an seinem Freund vorbei, der drei, vier Sekunden nicht wußte, was er aus der Situation machen sollte.

»Phil! So bleib doch stehen!« rief er dann, wandte sich um und lief Harrison, der in einer Seitenstraße verschwand, nach.

Die alten Beine wollten nicht mehr so recht. Schnell laufen strengte ihn an.

Harrison, der so gekleidet war, wie er in jener Nacht verschwand, der nicht mal einen Mantel trug, bewegte sich' kraftvoll und elastisch.

Das Dunkel jenseits der Straßenecke nahm ihn auf.

»Phil! So bleib… doch stehen… Warum läufst du denn fort von… mir? Was soll denn dieses merkwürdige… Theater?« Doal war außer Atem, als er die Straßenecke erreichte.

Das Geräusch der sich entfernenden Schritte hörte ebenso abrupt auf, wie es vorhin hinter ihm eingesetzt hatte. Und als Doal die Stelle erreichte, war weit und breit nichts mehr von Phil Harrison zu sehen.

Der Boden schien ihn verschluckt zu haben…

*

Doal verlor keine Zeit.

Er war entschlossen, das Geheimnis um das Verschwinden und mysteriöse Auftauchen seines Freundes Phil zu klären.

Nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, an der er mit Harrison zusammengetroffen war, stand eine Telefonzelle.

Doal suchte sie auf.

Die Nummer des Police Headquarters hatte er im Kopf. Wie oft hatte er in den vergangenen beiden Tagen mit Captain Muller gesprochen. Und Muller hatte ihn aufgefordert, zu jeder Zeit, wann immer es nötig sein sollte, anzurufen.

Daß es mal mitten in der Nacht sein würde, damit hatte er bestimmt nicht gerechnet…

Zuerst bekam Brian Doal einen der diensthabenden Beamten des Headquarters an die Strippe. Er nannte seinen Namen und sein Anliegen. Der Mann wußte Bescheid. Die Fälle hatten genug Staub aufgewirbelt.

»Ich verbinde Sie mit dem Hausapparat von Captain Muller, Mister Doal. Einen Moment bitte…«

Der Moment dauerte ganze zehn Sekunden.

Mullers Stimme klang frisch, als er meldete.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht aus dem Bett geworfen?« Doal war viel zu aufgeregt, um eine Antwort abzuwarten. »Tut mir leid, Captain, wenn es so sein sollte… ich hätte auch nie gewagt, Sie anzurufen, wenn nicht etwas ganz Entscheidendes passiert wäre.«

»Machen Sie sich keine Sorgen über meine Nachtruhe, Mister Doal. Ich bin okay… und daran gewöhnt, mit vier bis fünf Stunden Schlaf auszukommen. Nun, schießen Sie los! Was hat sich ereignet?« ermunterte Captain Muller ihn.

Brian Doal berichtete etwas umständlich. Doch Muller unterbrach ihn kein einziges Mal.

Während er erzählte, nahm er die Passanten vor den erleuchteten Schaufenstern und den Verkehr auf der Straße nur beiläufig wahr.

Auf der Straßenseite, von der aus er anrief, näherte sich mit überhöhter Geschwindigkeit ein LKW, der Farbe geladen hatte.

Das Fahrzeug war mit grellfarbenen Buchstaben beschriftet.

›Parkers' Farben sind die Besten!‹ stand darauf.

Doal schilderte gerade die Begegnung mit seinem vermißten Freund, als es geschah.

Auf der regennassen Fahrbahn kam der LKW ins Schlittern.

Es ging rasend schnell.

Das Geräusch kreischender Reifen, quietschender Bremsen übertönte wie ein Donnerschlag den gleichmäßigen Verkehrslärm.

Der Wagen drehte sich einmal um seine eigene Achse. Der Fahrer versuchte gerade noch, den LKW vom Bürgersteig wegzuhalten.

Er kurbelte wie ein Wahnsinniger sein Lenkrad herum, brachte aber die einmal in Bewegung geratene träge Masse nicht mehr in eine andere Richtung.

Brian Doal sah das Fahrzeug wie eine riesige Wand direkt vor sich.

Seine Augen wurden groß, er stand wie erstarrt.

»Hellmark… Er sagte etwas von einem Björn Hellmark…!« schrie Doal mit sich überschlagender Stimme in die Muschel. »Suchen… Sie müssen ihn finden… der LKW, Captain… Aaaaagghh…«

Dann krachte und barst es.

Die Scheiben ringsum platzten, ohne daß eine Bombe detonierte. Die Metallstreben der Telefonzelle verbogen sich wie Weichgummi, als das mehrere Tonnen schwere Fahrzeug dagegenprallte.

Die Telefonzelle wurde von dieser Wucht förmlich umgemäht. Passanten liefen schreiend auseinander.

Metallsplitter und Scherben surrten durch die Luft wie wütende Hornissen. Und dann folgte noch die Ladung.

Farbtöpfe und Eimer schossen aus der aufgeplatzten Plane und krachten gegen Häuserwände und auf den Boden. Die Behältnisse rissen zum Teil auf. Blaue, gelbe, rote, grüne und weiße Farbe ergoß sich über Bürgersteig und Straße, spritzte auf ausweichende Autos und ließ sie popartig getupft aussehen.

Der LKW lag auf der Seite, von der Telefonzelle war nichts mehr zu sehen und Straße und Bürgersteig waren übersät mit Farbtöpfen und –Eimern… Der Nieselregen vermochte nicht, die Farbschmiere auf Asphalt und Bürgersteig wegzuspülen…

*

Der ganze Vorgang hatte keine zehn Sekunden gedauert.

Und genau seit zehn Sekunden war die Leitung tot.

»Verdammt«, fluchte Muller.

Er hatte das Krachen und Bersten gehört, hatte aber keine Vorstellung davon, was passiert sein könnte. ›Ein LKW…‹, hatte Doal noch gerufen – dann war das Geräuschchaos losgebrochen. Danach herrschte Totenstille…

Der Captain knallte den Hörer auf die Gabel, sprang aus dem Bett und verlor kaum Zeit mit dem Umziehen. Das erschöpfte sich damit, das er über den Schlafanzug seine Oberhose zog und dann in den Mantel schlüpfte.

Mit Hausschuhen lief er aus der Wohnung, setzte sich ans Steuer seines Autos und brauste los.

Er griff nach dem Hörer des Funktelefons und nahm Kontakt mit dem Headquarters auf. »Hallo, Bill«, sagte er, als der Beamte sich meldete. »Hier ist Muller… schick sofort zwei Steifenwagen in die dreiundzwanzigste Straße! Dort ist etwas passiert…«

»Heh?« wunderte sich der Cop am anderen Ende der Strippe. Im Hintergrund schrillten die Telefone. Sie wurden von anderen Beamten abgenommen. »Hey, Captain? Wie kommen Sie denn in meine Leitung? Ich denke, Sie liegen längst im Bett und nehmen Ihren verdienten Schlaf…«

»Hab’ ich auch gedacht, Bill. Aber da hat sich was geändert… Doal hat mich angerufen.«

Er unterbrach sich. Im Hintergrund hörte er erregte Stimmen. Im Headquarters liefen soeben die ersten Meldungen über einen schweren Verkehrsunfall in der 23. Straße ein…

»Genau dahin wollte ich unsere Leute dirigieren«, schnaubte

Muller. »Ich fahr' auf direktem Weg ebenfalls hin, Bill. Unfall? Kommt mir ein bißchen merkwürdig vor… Brian Doal war gerade dabei, mir eine interessante Geschichte zu erzählen… jemand scheint etwas dagegen gehabt zu haben, daß ich mehr erfahre…«

*

Er schaute das zweite, wie gegossenes Blei aussehende Meer und die dünne Linie am Horizont, die bernsteingelb eingefärbt war, als würde dort ein geheimnisvolles Licht glühen.

Wo war er? Was nahm er wahr?

Der Mann, der sah, hatte das Gefühl, in einen endlosen Tunnel gefallen zu sein und zu träumen. Er wollte aus diesem Traum erwachen, diese Landschaft verlassen – aber irgend etwas, das stärker war als sein Wille, hielt ihn fest.

Am Himmel bewegte sich etwas.

Ein dunkler Punkt, der rasch näher kam…

Dahinter weitere Punkte.

Sie glitten heran wie Vögel. Und – es waren Vögel. Aber was für welche!

Die Körper – hatten menschliche Form!

Schlanke Frauenleiber glitten auf ihn zu. Die Haut der Körpervorderseite war bloß und fleischfarben, die Beine waren lang und wohlgeformt. Die Arme, die mit den mächtigen Flügeln verwachsen waren, wurden durch goldene Reifen geschmückt. Die Rücken waren wie die Schwingen: voller weicher, daunenzarter Federn, in denen eine leichte Brise spielte.

Als einziges Kleidungsstück trugen die Vogelschönen einen winzigen Tangaslip, der aus buntschillernden Pailletten bestand.

Hellmark raubte es den Atem.

Die seltsamen Vogelwesen glitten weiter in die Tiefe, blieben jedoch in einer bestimmten Höhe bis auf eines, das direkt auf ihn zukam.

Die Vogelfrau war schön, ihr Gesicht mit den mandelförmigen, schwarzen Augen strahlte eine Faszination aus, der man sich nicht entziehen konnte.

Wie eigentlich kam er hierher? fragte er sich instinktiv.

Etwas erinnerte ihn an diese Landschaft… das Meer und der Himmel. Auch die Vogelfrau hatte darin eine Bedeutung.

Aber er kam nicht darauf. Es schien, als stemme sich etwas zwischen seine Wahrnehmungen und Empfindungen.

Da war etwas Fremdes. Es war bösartig und gefährlich. Es wollte ihn vernichten. Er erkannte es mit Grauen und wollte darauf aufmerksam machen… Er brauchte Hilfe – merkte das denn niemand?

Da vernahm er die sanfte, betörende Stimme aus dem Mund der Vogelschönen.

»Ich freue mich, dich zu treffen… ich habe lange nach dir rufen müssen… aber dann hast du mich schließlich doch gehört…« Ihr Antlitz hellte sich auf. »Du erkennst mich doch wieder… du kannst mich doch nicht vergessen haben…«

»Ja, ja…«, sagte der Mann. Er lauschte dem Klang seiner eigenen Stimme. Sie hörte sich merkwürdig körperlos an… »Ich kenne dich aber wer, wer bist du?«

»Tayaa«, murmelte sie.

Die Erinnerung stieg wie ein Fanal in ihm empor. Tayaa, die Vogelfrau.

»Du hast mich aus steinerner Verbannung und den Klauen des Meeres-Vampirs befreit… ich bin zurückgekehrt, zurück zu meinem Volk. Ich bin gekommen, dich zu warnen… die Zeichen stehen nicht günstig…«

»Welche Zeichen meinst du? Wovor willst du mich warnen?«

»Vontox' Todeszeichen sind am Himmel zu sehen. Der Böse wird reiche Ernte halten. Neue kriegerische Auseinandersetzungen sind nicht auszuschließen. Das betrifft nicht nur mich. Die Weise Vieräugige hat auch dein Schicksal gesehen…«

»Die Weise Vieräugige?«

»Die Seherin von Chlok. Unsere beste Waffe gegen Vontox und seine Eroberungspläne. Du würdest sie in deiner Sprache als ›Hexe‹ bezeichnen. Doch das trifft ihre wirkliche Funktion nur unvollkommen. Die Weise Vieräugige sagt, daß Lemuria der Schlüssel ist… Achte auf dich! Sei auf der Hut!«

»Du bist Tayaa… ja, ich erinnere mich«, hörte er sich leise sprechen.

»Was ist mit dir?« fragte sie plötzlich und ließ ihn nicht weiterreden. Sie wich etwas von ihm zurück. Ihre Augen wurden noch um eine Nuance dunkler. »Du bist verändert.«

»Ich bin wie immer«, erwiderte er. Aber er spürte es selbst: etwas war anders mit ihm. Er konnte allerdings nicht erkennen, was es war.

»Zwischen dir und mir befindet sich eine Mauer… ich kann sie nicht durchbrechen. Jemand steht zwischen uns…«

Tayaas Miene zeigte Mißtrauen.

»Ich muß herausfinden, was es ist… es weht mich an, wie der Tod… es hat dich getroffen und hält dich gefangen. Was ist es bloß… was ist es? Ich werde mich wieder mit dir in Verbindung setzen – in deinen Träumen. Etwas verbindet unser Schicksal. Ich weiß nur noch nicht, was es ist… achte auf deine Träume, Mann mit dem Schwert!«

Sie bewegte die Schwingen und erhob sich sanft in die Lüfte. Ihre Begleiterinnen umringten sie.

Sie stiegen immer höher und verschwanden in der düsteren Wolkendecke, die schwer und bleiern über dem gleichfarbigen Meer lag.

Ich träume! grellte da der Gedanke in ihm auf. Wenn ich nur träume – dann kann ich auch erwachen.

Alle diese Gedanken gingen ihm durch den Kopf.

Ich muß die Augen öffnen!

Wie ein Ruck ging es durch seinen Körper. Er glaubte, alle seine Kräfte würden sich verbrauchen.

Seine Augenlider bewegten sich zitternd wie Schmetterlingsflügel.

Er hatte das Gefühl, als laste ein Zentnergewicht auf seine Brust.

Nur mit ungeheurer Anstrengung war es ihm möglich, durchzuatmen.

Die unsichtbare Wand, die zwischen Tayaa und ihm bestanden hatte, war plötzlich verschwunden.

Im gleichen Augenblick konnte er klar und logisch denken und erkannte seine Umgebung, als er sich aufrichtete.

Dies war nicht das Innere der Blockhütte – und auch nicht die Geister-Höhle.

Zwischen den Augen des blonden Mannes mit dem kühnen Gesicht des Abenteurers entstand eine steile Falte.

Wo befand er sich – und wie kam er hierher?

Seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit. Mehrere Gestelle auf Rädern standen in dem Raum, in dem er erwachte.

Er selbst erhob sich von einem solchen Gestell, das frappierende Ähnlichkeit mit einer Bahre hatte, und näherte sich einer, die nur einen Schritt von ihm entfernt stand.

Die Luft, die er atmete, war kalt. Zu kalt! Hellmark fröstelte und begann das, was er erlebte, für einen Traum zu halten.

Die hellen Laken leuchteten aus der Dunkelheit heraus. Deutlich war zu erkennen, daß unter ihnen Körper lagen.

Hellmark stockte der Atem.

Noch ehe er nachgesehen hatte, was darunter lag, wußte er es schon.

Leichen!

Dies war eine Leichenkammer. Wie aber kam er hierher, wieso auf einem Rollbett und…

Da hörte er die Schritte. Stimmen… Französische Worte.

»… es tut uns sehr leid, Mademoiselle. Wenn sie ihn kennen, werden sie uns seinen Namen sagen müssen. Wir müssen alles über diesen Mann wissen, der uns praktisch schon als Toter eingeliefert wurde.«

»Wir müssen davon ausgehen, daß ein Verbrechen geschehen ist«, sagte eine zweite Stimme.

Björn zog sich in die äußerste Ecke zurück, als er merkte, daß die Schritte vor der Tür der Leichenkammer endeten.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloß.

Dann fiel ein breiter Lichtstreifen in das fensterlose Verlies.

Eine Hand tastete nach dem Schalter. Eine Neonröhre mitten an der Decke flammte auf.

Ein Mann im weißen Arztkittel trat als erster vor.

Hinter ihm folgten zwei weitere Männer. In Trenchcoats.

Französische Kriminalisten.

Björn stand in der Ecke zwischen den hintersten Bahren und sah die Dinge wie auf einer Leinwand vor sich.

In dem hellerleuchteten Türrechteck zeigten sich hinter den drei Männern zwei weitere Personen.

Ein Mann wie ein Schrank, breitschultrig, mit nacktem Oberkörper, bronzefarbene Haut.

Rani Mahay!

An seiner Seite – Carminia Brado! Ihre Augen waren tränenverschleiert, ihr Gesicht war bleich.

»Ich hatte…«, der behäbig aussehende Arzt unterbrach sich im Ansatz des Sprechens. Seine Augen weiteten sich unnatürlich, als er das Laken sah, das lappig über der einen Bahre hing.

»Sie ist… leer… er ist fort«, stammelte er ungläubig. »Aber… so etwas… gibt es doch nicht!«

Dr. Bertrand und die beiden Männer von der Sûrete kamen gar nicht mehr dazu, ihrer Verwunderung Ausdruck zu geben.

»Doch, Doktor«, sagte da eine Stimme aus der Ecke. »Wenn jemand unberechtigt hier liegt, kann ich mir denken, daß er etwas dagegen hat, seinen Aufenthalt über Gebühr zu strapazieren…«

Sie starrten den großgewachsenen, blonden Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht an wie einen Geist.

»Aber das… das… er ist tot«, Dr. Bertrand fehlten die Worte.

»Nein, ich lebe«, entgegnete Hellmark. »Meine Einlieferung in dieses unfreundliche Zimmer, Doktor, beruht auf einem Irrtum…«

»Björn!« Carminias Stimme war wie ein Hauch. Mahays Augen begannen zu leuchten.

Die Menschen, die diese seltsame, rätselhafte ›Wiedergeburt‹ erlebten, standen wie unter einem Schock.

Bertrand war unfähig, noch etwas zu sagen, die beiden Männer im Trenchcoat traten zur Seite, als Hellmark auf den Gang hinaus wollte, um Carminia um den Hals zu fallen.

»Ich wußte, daß es nicht wahr sein konnte!« stieß sie glücklich – diesmal unter Freudentränen hervor. »Es war nur ein böser Traum…«

»Aus dem auch ich erwacht bin, Schoko«, flüsterte er. »Doch die Gefahr war wirklich – daran ist nicht zu rütteln. Ich weiß nicht, was

und wie es geschehen ist und habe keine Erinnerung für die Zeitspanne zwischen der Ankunft vor dem Spiegel Kiunas und meinen Erwachen hier. Bis auf eines… das Traumerlebnis mit Tayaa, der Vogelfrau. Aber das gehört jetzt nicht hierher. Ich nehme an, daß wir in unserem Aufzug nicht ganz der Jahreszeit entsprechend angezogen sind, wenn ich die Herren so betrachte… dies ist nur ein Problem von vielen, die wir erklären müßten. Allzu neugierige Fragen möchte wohl keiner von uns gern beantworten, wenn ich das richtig sehe, nicht wahr?«

Carminias und Ranis Blicke waren Antwort genug.

Björn wandte den Kopf, nickte Dr. Bertrand und seinen beiden Begleitern freundlich zu und sagte: »Vielen Dank für Ihre freundliche Hilfe, Doktor! Ich nehme an, daß Sie uns jetzt nicht mehr brauchen…«

Mit diesen Worten verschwanden alle drei.

Carminia Brado und Björn Hellmark, die sich einander berührten, und Rani Mahay…

Fauchend schlug die Luft an der Stelle zusammen, an der eben noch drei Menschen gestanden hatten.

Der Platz war leer – und die Menschen verschwunden wie ein Spuk.

Für Dr. Bertrand und die beiden Kriminalisten brach ein Weltbild zusammen, und sie wußten, daß keiner von ihnen in der Öffentlichkeit jemals von diesem Erlebnis sprechen würde.

Niemand würde ihnen glauben…

*

Sie waren froh über seine wunderbare Rettung, die nicht weniger erstaunlich und ungeheuerlich war wie sein totenstarrer Zustand davor.

Auf der sonnenüberfluteten Insel ankommend, wollten sie dieses Phänomen des Sterbens und Widererstehens Björn Hellmarks so schnell wie möglich klären.

Sein Zustand war für die Freunde, die ihn gesehen hatten, verständlicherweise erschreckend gewesen.

Nun fühlte er sich wieder wohl, war so wie immer und versuchte mit Hilfe Carminias und Ranis herauszufinden, was eigentlich geschehen war.

»Etwas hat dich angegriffen, eine andere Erklärung gibt es nicht«, war Rani überzeugt. »Deine Körperfunktionen waren auf Null herabgesunken. Du warst kalt wie ein Eisblock.«

»Es muß durch Kiunas Spiegel gekommen sein«, vermutete Carminia.

»Ausgeschlossen«, widersprach Björn. »Ich glaube, es hat schon

früher begonnen, da lag ich noch in tiefem Schlaf.«

»Ist dir bewußt geworden, daß du das Bett verlassen hast?«

»Ja, Schoko. Ich konnte nicht mehr schlafen. Also ging ich in die Höhle. Ich wollte mir die elfte Botschaft Ak Nafuurs vornehmen. Als ich am Spiegel Kiuna Macgullyghoshs vorbeikam…«

»Also doch!«

»Nein, nicht was du denkst«, schüttelte Björn auf Carminias Bemerkung hin den Kopf. »Es war ein Ruf in mir… er schien von überall her zu kommen und war so stark, daß ich schon glaubte alle, die hier sitzen – « und damit deutete er auf die prunkvoll gekleideten Skelette, »wollten gleichzeitig mit mir reden. Das ist natürlich Unsinn. Von diesem Moment an weiß ich nichts mehr von mir… Ich bin erst in der Leichenkammer wieder aufgewacht.«

Das Mysterium blieb bestehen.

Sie untersuchten gemeinsam den Spiegel. Er stand an einer Stelle, die für die geheimnisvollen Dimensionskräfte dieses außergewöhnlichen Gegenstandes völlig bedeutungslos war. Die Oberfläche wurde hier nicht durchlässig. Also konnte auch von der anderen Seite her weder eine materielle noch eine mentale Kraft versucht haben, Hellmark zu Boden zu werfen.

Es war etwas anderes gewesen.

Aber was?

»Auch Tayaa hat es gespürt«, murmelte Björn nachdenklich. »Sie sprach von der ›Wand‹ von ›etwas Fremdem‹ zwischen uns… vielleicht kann ich durch sie mehr erfahren, wenn sie sich wieder bemerkbar macht.«

An Schlaf war nach diesen aufregenden Ereignissen nicht mehr zu denken.

Björn bat Rani und Carminia, in New York weitere Informationen und Neuigkeiten einzuholen. Vielleicht wußte man dort in der Zwischenzeit etwas mehr über das mysteriöse Verschwind den Richard Patricks und der anderen dreizehn Persönlichkeiten.

Carminias Kontaktmann war ein Reporter namens Steven McKensey. McKensey war bekannt wie ein bunter Hund und verfügte selbst über tausend Verbindungen, die sie nutzen konnten. Rani Mahay sollte direkt mit Captain Muller Kontakt aufnehmen, mit dem sie in den letzten Tagen zu tun hatten.

Björn blieb in der Geister-Höhle zurück.

Der Name ›Vontox‹ ging ihm nicht aus dem Sinn.

Richard Patrick hatte ihn erwähnt, der blaue Guuf-Schädel, den er auf dem Urkontinent Lemuria zurückließ, ebenfalls, und nun war Tayaa bereits ein zweites Mal darauf eingegangen.

Vontox und Lemuria waren ›der‹ Schlüssel zu Abenteuern, die ihn Kopf und Kragen kosten konnten.

Diese beiden Größen konnte er jedoch nach wie vor nicht richtig in das Gesamtgeschehen einordnen.

Sein Erlebnis in Lemuria, das sich nicht mehr auf der Erde befand, sondern angeblich durch dämonische Einwirkung in eine andere Dimension versetzt worden war, hatte ihm einen ersten Eindruck vermittelt. Lemuria war zu einem Puzzle-Spiel für ihn auf dem Weg zur Dämonengöttin Rha-Ta-N'my geworden. Nach all den Erfolgen der letzten Zeit aber stellte sich nun der große Zweifel ein, ob er sein Ziel wirklich erreichen würde. Zu viele neue, unkalkulierbare Risiken waren hinzugekommen…

Doch Ak Nafuur hatte ihn von Anfang an gewarnt. Jede erfolgreich beendete Aufgabe zog automatisch eine schwierigere nach sich.

Der Angriff auf sein Leben, hier auf Marlos wirksam geworden, stellte etwas völlig Neues dar.

Er sollte von den Freunden getrennt werden, so interpretierte er diesen Angriff, dessen Verursacher ihm nach wie vor ein Rätsel war.

Hatte er möglicherweise etwas von Lemuria eingeschleppt, das sich nun so auswirkte?

Auch dieser Gedanke kam ihm.

Aber er verwarf ihn wieder und konzentrierte sich auf die neue Botschaft. Und noch während er sie entfaltete, hoffte er, daß sie vielleicht einen Teil seiner drängendsten Fragen beantworten konnte.

In dieser Hinsicht wurde er enttäuscht.

»Mein lieber Björn«, leitete Ak Nafuur seine neue Botschaft ein. »Zehn erfolgreiche Aufgaben liegen hinter dir. Wenn du dieses Schreiben in Händen hältst, kann ich davon ausgehen, daß du mit heiler Haut von Lemuria zurück bist und die Hinweise des Guuf-Schädels befolgen konntest. Dazu muß ich dir von ganzem Herzen gratulieren!

Du hast vieles geleistet – und doch liegt das schwerste noch vor dir…

Wenn du ins Zentrum der Dämonenmacht eindringen willst, ist es unerläßlich, die wichtigsten Säulen vorher zum Einsturz zu bringen.

Eine dieser Säulen trägt den Namen - Apokalypta.

Sie ist dir keine Unbekannte. Schon mehr als zu einem Zusammenstoß ist es zwischen dir und ihr gekommen. Das hatte Vorteile für dich – aber auch für sie. Sie konnte dich auf diese Weise besser kennenlernen als manch anderer deiner zahlreichen Dämonengegner.

Hüte dich vor ihr! Sie bereitet Schlimmes vor…

Alles, was du bisher auf zehn Wegen erreicht hast, kann sie mit einer einzigen Handbewegung zunichte machen. Apokalypta ist mächtig, und ihr Ehrgeiz ist es, zur Rechten Rha-Ta-N'mys zu sitzen und die Herrschaft mit ihr zu teilen. Kann sie den Sieg über dich

erringen, wird Rha-Ta-N'my sie erhöhen.

Wenn du diese Zeilen liest, werde ich dich persönlich nicht mehr beraten können, wie du weißt.

Ich kann viele Zeichen und Hintergründe berücksichtigen, die mir in dem Moment vertraut sind, da ich dies schreibe. Ich kann nichts einkalkulieren, was seit dem ersten Weg in die Dimension des Grauens für dich an neuen Erkenntnissen hinzugekommen ist.

So wird manches für mich zwar schwierig, aber nicht unmöglich.

Eines läßt sich an allen zehn Fingern ablesen: deine Unternehmungen sind spätestens von diesem Zeitpunkt an nicht mehr unbemerkt.

Von mehr Seiten als je zuvor wird Jagd auf dich gemacht, um dich zu Fall zu bringen. Apokalypta aber wird sich auch hierbei wieder besonders hervorheben.

Es gibt Pläne, die sie schon lange hegt. Ich kann davon ausgehen, daß sie sie in diesem Stadium gewiß verwirklichen will, um dir und deinen Absichten den Todesstoß zu versetzen.

Diese meine Eröffnungen werden dich verwundern! Nach dem, was du über Lemuria erfahren hast, wird es dich drängen, diesen Weg weiterzuverfolgen. Du wirst noch einmal nach Lemuria zurückkehren müssen – das kann ich dir nicht ersparen. Es wird der zwölfte Weg sein. Doch jetzt kann ich, solange du die elfte Aufgabe nicht hinter dich gebracht hast, noch nichts weiter darüber sagen.

Apokalypta, die ›ewige Unheilbringerin‹, strebt nach Macht. Dazu ist es notwendig, daß sie andere Teile des Dämonen-Imperiums unter ihre Fittiche bringt. Vereinigung heißt die Devise. Jene rangniederen Dämonen, die in vielen Dimensionen ihr Unwesen treiben, die ohne eigentliche Führung für Unruhe und Verwirrung sorgen, will sie vereinen und ihre Heere damit stärken. Das mußt du verhindern! Denn in Gigantopolis, Apokalyptas Alptraumstadt, wird von Stunde an eine dämonische Geistesmacht am Werk sein, die imstande ist, Festungen des Guten zu Fall zu bringen. Seit geraumer Zeit, experimentiert Apokalypta mit diesen Dingen. Deine Aufgabe wird es sein, sie von diesem Weg abzubringen.

Das ist deshalb für dich so wichtig, da du nun einen Punkt auf dem Weg in das Zentrum des Schreckens erreicht hast, der besonders kritisch ist.

Mit einem einzigen Handstreich ist Apokalypta möglicherweise schon jetzt in der Lage, das Tor zuzuschlagen, das für dich den Weg zum Ziel bedeutet. Dann ist es ein für allemal geschlossen.

Tritt dieser Zustand an, wird der zwölfte und dreizehnte Weg in die Dimension des Grauens für dich nicht mehr gangbar sein, und du kannst praktisch von vorn anfangen.

Deine neue Aufgabe hat die Brisanz und Sprengkraft einer

Atombombe, Björn!

Einer von euch muß versuchen, die innere Struktur der Dämonenvereinigungen zu ergründen, den Stand der Zusammenschlüsse zu sondieren und dann eine Intrige zu spinnen, die stark genug ist, Apokalyptas hochtrabende Pläne zu Fall zu bringen. Aus meinem reichen Erfahrungsschatz kann ich dir sagen, daß der Versuch, die Machtgierigen gegeneinander aufzustacheln, die größte Chance zum Erfolg bietet. Dämonen sind machtgierig, die rangniederen dazu noch dumm… Zwei Attribute, die du dir zunutze machen solltest.

Ich muß an Jim denken, der von euch allen die größte Chance hätte, Informationen heranzutragen, die euch die Wahrheitsfindung und weitere Strategie erleichtern können. Jim, der Guuf ist in den Augen der Dämonen auch einer aus der großen Familie der Unheilbringer. Wie es wirklich in seinem Herzen aussieht, daß er dir freundschaftlich zugetan ist und nicht denkt wie ein Guuf – das können sie auf den ersten Blick nicht sehen.

Jim kann – wenn er es geschickt anfängt – Eingang finden in ihre Reihen. Die Geister der Elemente, mit denen Apokalypta auf gutem Fuß stehen muß, wenn sie weiterkommen will, sind hervorragende Objekte für diesen Versuch.

Es gibt sie überall auf der Welt. Aber in Transsilvanien, jenem rätselhaft-düsteren Land, das die Heimat der Blutgrafen war und in dem noch immer Vampire und Untote hausen, treten sie besonders stark in Erscheinung. Die Erdgeister können von Dämonen jederzeit manipuliert werden. In ihrem Reich befindet sich ein Treffpunkt der Dämonen. Er liegt mitten in dieser, der sichtbaren Welt – und doch weiß niemand davon. Du wirst diesen Treffpunkt mit dem Geist-Spiegel des Hestus leicht aufsuchen können. Von da an aber kommt es auf dein Geschick an.

Noch einen letzten Hinweis: Vermeide die direkte Konfrontation mit Apokalypta, solange du dir nicht sicher sein kannst, daß es Jim gelungen ist, Zwietracht zu säen! Bei deinem Weg durch den Geist-Spiegel brauchst du nur an den ›Stumpfen Berg‹ zu denken. Dies ist der Treffpunkt… Ich wünsche dir den Erfolg, den du brauchst, um das Grauen aus der Welt der Finsternis zu besiegen…«

*

Die windschiefe Bude mit den lehmbraunen Wänden stand wie schutzsuchend am Rand der Straße hinter einem Erdhügel.

Vor dem Eingang hing ein altes, verrostetes Eisenschild, das sich quietschend im Wind bewegte. Im Innern des verschnörkelten, schmiedeeisernen Ringes, der daran befestigt war, konnte man einen

feisten Wirt erkennen, glatzköpfig mit ausladendem Bauch. Der Mann schwenkte ein riesiges Weinglas, und durch die ständige Pendelbewegung, verursacht durch den Wind, sah es so aus, als würde er den Wirtshausbesuchern zuwinken, hier hereinzukommen.

In der Senke hinter dem alten Gasthaus war die Silhouette des kleinen Dorfes zu erkennen. Der Wind von den Bergen strich jaulend über die Ziegeldächer. Einige Häuser waren sogar noch mit Stroh und Lehm gedeckt.

Das Dorf hieß Drowna. Es war ein winziges Nest, eine halbe Tagesreise von Bistritz entfernt.

Hier war seinerzeit der junge Anwalt Harker abgestiegen, um den berühmtberüchtigten Grafen Dracula aufzusuchen. Von dort war er nach London zurückgekehrt und der Blutgraf war seinen Spuren gefolgt, um in junge Mädchenhälse zu beißen.

In einer nicht minder berühmten Geschichte war die Lebens- und Sterbensgeschichte des transsilvanischen Grafen zu Papier gebracht und weltbekannt geworden.

Seit damals war viel Zeit vergangen. Aber in Drowna schien die Zeit stehen geblieben zu sein.

Diese Erfahrung mußten auch jene drei Besucher machen, die aus England kamen und sich vorgenommen hatten, Jonathan Harkers Spuren zu folgen, der quer durch die Karpaten gereist war, um das Schloß Graf Draculas zu finden. ›Auf den Spuren Draculas‹ hieß auch eine Illustrierten-Serie, die sie – versehen mit exklusivem Bildmaterial – darüber verfassen wollten.

Sie waren jedoch nicht nur Reporter, sondern gleichzeitig Mitglieder einer ›Geister-Forschungs-Gesellschaft‹, die in Brighton ihren Sitz hatte.

John Bakers, Harry Sullivan und Margie Torndon waren die unternehmungslustigen Reisenden, die keine Mühen und Kosten gescheut hatten, diesen abgelegenen Winkel Europas aufzusuchen, um sich einen persönlichen Eindruck von der Landschaft und den Menschen zu machen, und vor allem herauszufinden, was Dichtung und Wahrheit im Mythos Dracula war…

Der Weg von Budapest in das Gebirge war ein einziges Erlebnis gewesen.

Die Menschen in den Dörfern, in denen sie gerastet hatten, waren eine eigene Spezies, wunder-, geister- und abergläubig.

»Ich glaube«, sagte John Baker, der jüngste in der Runde, »hier gibt’s noch mehr Geister- und Gespenstergeschichten als bei uns in Great Britain. Und das will schon etwas heißen…«

Er trank einen Humpen Bier. Es war selbstgebrauter Gerstensaft, der ihm schmeckte.

Margie, vierundzwanzig Jahre alt, dunkelhaarig, knabenhaft und

ein echter Kamerad, warf dem Begleiter einen sanften Blick zu.

»Das wäre ’ne Zusatzaufgabe für dich, John, findest du nicht auch? Mach’ dir eifrig Notizen, frag’ die Leute hier aus! Ich bin sicher, daß die ’ne ganze Menge zu erzählen haben. Die kennen bestimmt etliche wundersame Storys… da läßt sich gut ’ne Story-Sammlung von machen…«

Bakers war der Haupttexter für das geplante Vorhaben. Margie Tordon fungierte als Fotografin, und Harry Sullivan war der Mann, der sich um die technische, finanzielle und bürokratische Angelegenheit der Reise kümmerte. Er war auch – mit einundvierzig Jahren – der älteste in der Runde.

Sullivan, stolzer Bartträger und nicht minder stolz auf seine irische Herkunft, war leidenschaftlicher Globetrotter. Er war schon in den entferntesten Winkeln der Welt gewesen, aber Transsilvanien und die Karpaten kannte er nicht.

Die drei Engländer waren mit Zug, Bus und Taxi unterwegs. Mit einem eigenen Vehikel, das in gewisser Weise zwar eine Erleichterung schon wegen des Gepäcktransports gewesen wäre, hätten sie sich andererseits aber wieder eine Belastung aufgebürdet.

In der dünnbesiedelten Landschaft der Karpaten gab es kaum Tankstellen, noch weniger Reparaturwerkstätten, und die Straßen waren so schlecht, daß man am besten – wie in alten Zeiten – mit der Kutsche oder zu Fuß weiterkam.

Und hier, die Ortschaft Drowna, war sowieso ein Endpunkt. Jeglicher technische Fortschritt schien vor den Toren des Dorfes halt gemacht zu haben.

Von hier aus wurde die Weiterreise zu einem wirklichen Abenteuer.

Der Weg in die zerklüfteten, steilen Karpaten lag vor ihnen.

Es war Spätherbst, aber mit dem kalten Wind schien hier bereits der Winter angebrochen zu sein. Auf den kahlen Gipfeln lag Schnee.

Im Dorfwirtshaus, in dem sie seit dem späten Nachmittag ihr Domizil aufgeschlagen hatten, war kaum noch ein Platz frei. Die Bude war so verräuchert, daß ein Asthmatiker an Sauerstoffmangel erstickt wäre.

Viele Männer waren gekleidet, als stammten sie noch aus dem letzten und vorletzten Jahrhundert. Sie trugen weiße Hemden mit weiten Ärmeln, breite Ledergürtel, die mit dicken Messingnägeln beschlagen waren und glänzende Lederstiefel.

Ein Sprachengewirr, das keiner der drei Engländer verstand, drang an ihre Ohren.

John und Margie sahen, daß ein alter Mann, der vorn an der Theke abwechselnd Bier und Korn in sich hineinschüttete, des öfteren verstohlen zu ihnen herüberblickte.

Hin und wieder wechselte er ein Wort mit dem Wirt, der für das schmiedeeiserne Emblem über der Eingangstür Modell gestanden haben könnte.

»Es ist ganz offensichtlich«, murmelte Margie. »Sie reden über uns…«

Harry Sullivan, der genüßlich eine Zigarre schmauchte und dazwischen von dem schweren Rotwein einen Schluck trank, grinste vor sich hin. »Fremde sind selten hier. In Drowna hat es sich wie ein Lauffeuer verbreitet, was wir vorhaben. Ah, jetzt hat er sich genug Mut angetrunken, nun kommt er herüber…«

Harry hatte recht. Der schwere Mann mit dem breiten, messingbeschlagenen Ledergürtel packte mit seiner großen Hand den Bierkrug und stiefelte auf die Fremden zu, die an einem Tisch neben der Tür saßen.

»Hallo«, sagte der Bauer freundlich. Obwohl er seit seiner Anwesenheit schon fünf Schnäpse und fünf Krüge voll Bier verkonsumiert hatte, merkte man ihm nichts an. »Sie sind fremd hier… kommen aus England, hab' ich gehört. Können Sie mich verstehen? Sprechen Sie – deutsch?«

Sein Deutsch klang hart, schwerfällig.

John Bakers nickte. »Wenn Sie langsam sprechen, kommen wir klar mit. Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns an den Tisch…«

Der Mann hatte schwarzes Haar und einen dicken, schwarzen Schnurrbart. Das Gesicht war breit, seine Gestalt untersetzt.

Er hieß Imre und stammte aus Ungarn. In seinen Adern floß Hunnenblut, die in diesen Breiten vor Jahrhunderten ihre Herrschaft ausübten.

Er machte keinen angetrunkenen Eindruck und erzählte zwanglos über Drowna und das einfache Leben auf dem Land, von der Einsamkeit stiller Pfade, plätschernder Bäche und steiler Höhen.

»Es kommen immer wieder Fremde hierher – nicht mehr soviele wie früher. Drowna bietet ihnen nichts Besonderes…«, winkte er ab und nahm einen kräftigen Schluck, daß ihm fast die Luft wegblieb. »Das einfache Bauernleben ist nichts für die Menschen von heute. Aber in der Erde steckt die Kraft des Lebens… die Menschen werden es mal begreifen, aber dann ist es zu spät… doch ich wollte mit euch nicht philosophieren. Ihr sucht Draculas Schloß… ihr seid eurem Ziel sehr nahe. Der Borgopaß liegt noch gute zwei Stunden von hier entfernt. Wenn die Kutsche schnell fährt, schafft sie es eine Viertelstunde früher. Aber – das ist in dieser Jahreszeit sehr ungewöhnlich. Dann geht's die Serpentinen 'rauf, und plötzlich habt ihr das Gefühl, die einzigen Menschen auf der Welt zu sein. Dann seht ihr mit Schaudern die uralten Mauern. Die Ruine von Draculas Schloß, ein eigenartiger Zauber geht von der Stätte aus. Seltsam – man glaubt,

dem Tod nahe zu sein…«

Er sprach sehr dramatisch, mit gesenkter Stimme.

Ein Mann am Nebentisch wandte dennoch den Kopf und bekam einzelne Wortfetzen mit. Es handelte sich um einen Slowaken, der eine bunte Lammfelljacke trug.

»Sie waren schon oben?« John Bakers sprach die deutschen Worte mit deutlichem Akzent aus. Er hatte Mühe, sie zu formulieren. Er konnte die fremde Sprache besser verstehen, als sich in ihr ausdrücken.

Imre riß die Augen auf und nickte ernst.

»Das ist viele Jahre her. Aber seit ich ein alter Mann bin, laß ich' solche Dinge. Ich weiß heute mit der Gefahr umzugehen… Damals hatte ich einfach Glück in meinem jugendlichen Leichtsinn – heute würde mir das nicht mehr passieren…«

»Hatten Sie denn ein Erlebnis?« wollte Margie wissen.

»Eins? Mehrere!«

Die Freunde aus London sahen sich an.

»Erzählen Sie!« sagte Harry Sullivan und beugte sich nach vorn. Er winkte dem Wirt, als er sah, daß der Biervorrat zur Neige ging.

Der Mann reagierte sofort. Er wälzte sich hinter der Theke vor. Sein weitläufiger Bauch schleifte am Messingrahmen des mahagonifarbenen Ausschanks und spannte sich unter der speckigen, uralten Lederschürze, daß sie jeden Augenblick wie ein aufgeblasener Luftballon mit lautem Knall platzen konnte.

»Ein Bier für Imre«, verlangte Sullivan. »Geht auf meine Rechnung…«

»Danke, der Herr«, der Bauer freute sich und entblößte seine kräftigen Zähne. »Sie sind sehr nett… aber wenn ich eine Bitte äußern dürfte…«

»Ja, tun Sie das!« erwiderte Sullivan jovial.

»Eigentlich ist erst… ein Korn fällig… ich habe einen empfindlichen Magen… versteht ihr?« Er blickte sich lächelnd in der Runde um. »Zwei Bier hintereinander – ist happig. Da muß ich immer erst ein bißchen vorwärmen. Wenn ich also darum bitten dürfte…«

»Bringen Sie 'nen Korn, Herr Wirt«, ließ Sullivan den schrulligen Alten erst gar nicht ausreden. Der Mann mit dem breiten Gesicht und dem dicken Schnauzbart gefiel ihm. »Meinetwegen auch zwei! Damit er auch für's übernächste Bier seinen Magen schon wieder schonend vorbereiten kann.«

*

Er meinte es ernst. Diesen Eindruck gewannen alle drei.

»Ich hatte damals Glück, wie ich bereits sagte. Aber ebenso gut

hätte ich verschwinden können, wie andere Neugierige vor mir. – Man soll das Schicksal nicht herausfordern. Deshalb warne ich euch…«

Er verwechselte in der deutschen Sprache ständig ›Sie‹ ›Ihnen‹ und ›euch‹. Aber da weder Bakers, noch Margie noch Harry Sullivan grammatikalisch Bescheid wußten, merkte es niemand.

»… laßt eure Finger davon! Bleibt hier, geht nicht zur Ruine… dort liegt einiges im argen. Etwas geschieht dort, was kein Mensch beschreiben kann.«

»Und woher wissen Sie das?« hakte die junge Fotografin sofort nach.

»Man macht sich seine Gedanken, wenn man gewisse Dinge gesehen hat…«

»Und was haben Sie gesehen?«

»Geister! Der Ort hat sich verändert… Vielleicht schickt Dracula aus dem Jenseits seine Fühler erneut aus und wird eines Tages die Zeiten wiedererstehen lassen, die ihn schon mal zum allseits gefürchteten Herrscher dieser Landschaft gemacht haben. Die Menschen in Drowna wissen Bescheid. Die Alten wissen es besonders von ihren Vätern und die wieder von ihren… Die Angst vor Vampiren und Untoten ist noch immer sehr groß… Reist ab, laßt euch nicht auf ein Experiment ein, von dem ihr nicht wißt, wie es ausgeht!«

»Das ist unmöglich!« stieß John Bakers lachend hervor.

»Warum ist es unmöglich?« schnaubte Imre, schneuzte in ein Taschentuch, das mal weiß gewesen war und griff dann nach dem eisgekühlten Korn.

»Wir haben in die Reise hierher viel Geld investiert…«

»Na und? Ihr habt viel gesehen und gehört. Und nun wird euch möglicherweise sogar noch euer Leben geschenkt. Ist das denn nichts wert.?«

Er blickte einen nach dem anderen an.

»Das Ganze hört sich einfach zu phantastisch an, Imre«, Margie Tordon zuckte die schmalen Schultern. »Wenn Sie wirklich etwas Präzises wissen – dann sagen Sie es doch…«

Der Ungar druckste herum. »Na schön«, meinte er und wischte sich den Bierschaum vom schwarzen Bart. »Weil ihr wirklich wie die Kinder seid… ihr wißt nicht, worauf ihr euch einlaßt. Es ist dort oben nicht mehr so wie früher… nicht mehr so wie vor fünfzig oder vierzig Jahren… etwas geht vor…«

Wieder schwieg er.

»Was, Imre?« fragte Baker.

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es gefährlich ist. Aber das war es ja immer. Nur – jetzt ist es anders…«

»Aber wie können Sie das wissen, wenn Sie schon seit vielen Jahren nicht mehr dort oben waren?« Margie Tordon war es nicht

allein, der dieser Widerspruch auffiel.

Der Mann leerte wortlos seinen Bierkrug, dann rülpste er und lehnte sich auf dem harten Stuhl so weit zurück, daß zu befürchten war, er würde nach hinten kippen. »Ich habe euch vorhin nicht die ganze Wahrheit gesagt.« Seine Stimme klang – auch nach dem achten Bier und dem achten Korn noch immer fest. »Ich war droben – nicht wo das Schloß direkt steht, sondern einige hundert Meter tiefer. Dort habe ich etwas gesehen, was es früher nicht gab… ein Nebelfeld. Es ist sommers wie winters da. Nur tagsüber löste es sich leicht auf. Mit Einbruch der Dunkelheit ist es dort oben so dicht, daß man die Hand nicht mehr vor Augen sieht…«

»Klimaveränderungen, Imre… es gibt sie überall auf der Erde. Seit Jahren spricht man davon, daß sich eine neue Eiszeit ankündigt…« Harry Sullivan hatte sofort die richtige Antwort parat.

Der Ungar schüttelte heftig den Kopf, fuhr sich über sein verschwitztes Gesicht und wischte mit seinen dicken Fingern den Schweiß an seiner schmutzigen Joppe ab. »Nein, das hat nichts damit zu tun… ein Freund war bei mir… Varkas… wir haben schon früher immer alles gemeinsam ausgefressen. Und so hat es uns doch mal wieder gepackt – in unseren alten Tagen. Uns muß wohl der Teufel geritten haben… sei's wie's sei… wir sind 'rauf gewandert… hat ziemlich lange gedauert im Gegensatz zu früher. Die alten Beine wollen nicht mehr so recht, das Herz und die Lungen machen Sperenzien… wir waren insgesamt dreimal droben am späten Nachmittag, ein zweites Mal am Abend – und ein drittes Mal in der Nacht. Es war die Nacht, in der Varkas verschwand. Er wollte unbedingt wissen, warum der Nebel da war. Ich habe ihn gewarnt, ich hatte gleich ein so ungutes Gefühl. Aber er wollte nicht auf mich hören. Er ging in den Nebel – und ist nie wieder zurückgekommen…«

*

Margie lief es eiskalt über den Rücken, als sie Imre dies sagen hörte.

Einen Moment verspürte sie ein Angstgefühl.

Doch dann übertünchte sie ihren Zustand mit leisem Lachen.

»Sie erzählen uns Geistergeschichten, Mister Imre… Sie wollen uns das Gruseln lehren… es paßt in die windige Nacht, zum prasselnden Feuer im Kamin, zu dieser Atmosphäre und zu Drowna…«

»Es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit«, stieß er hervor.

»Haben Sie nie nach Ihrem Freund gesucht?« stellte John Bakers die Frage.

»Nicht mehr in dieser Nacht. Als Varkas auf mein Rufen nicht antwortete und nur das geisterhafte Echo meiner eigenen Stimme

mich zu verhöhnen schien, bin ich den Berg hinuntergelaufen. Und hier im Gasthaus – der Wirt ist mein Zeuge – habe ich allen erzählt, was ich gesehen und erlebt habe. Ich sprach auch von dem höhnischen Kichern, das mich verfolgte, als würde etwas im Nebel hocken und mich sehen und genau wissen, was geschehen war…«

»Was war denn geschehen? Was kam heraus? Habt ihr am nächsten Tag die Umgebung nach Varkas abgesucht?«

»Natürlich… obwohl viele sich dazu überwinden mußten, jenseits des Borgopasses nach ihm zu suchen. Am Tag war der Nebel lichter… Wir konnten alles sehen. Aber gefunden haben wir nichts…«

»Vielleicht ist Ihr Freund in Nebel und Dunkelheit in einen Felsspalt gerutscht…«

»Ausgeschlossen! Varkas hätte dann geschrien! Aber alles spielte sich völlig lautlos ab, als hätte ihn die Erde in Sekundenschnelle wie ein Ungeheuer verschluckt…«

Er bat sie noch mal eindringlich, von ihrem Vorhaben abzulassen.

Doch keiner von ihnen war bereit.

Im Gegenteil! Harry Sullivan befand sich in einer derart ausgezeichneten Stimmung, daß er den Spieß kurzerhand umdrehte.

»Sie haben uns neugierig gemacht, Imre… was halten Sie davon, wenn Sie uns die Stelle zeigen?«

Der Bauer bekreuzigte sich. »Nie und nimmer…«

»Wir würden uns erkenntlich dafür zeigen«, ließ Sullivan nicht locker. »Wir würden Sie gut dafür bezahlen.«

»Nicht für alles Geld der Welt brächtet ihr mich dazu, bei Nacht und Nebel dorthin zu gehen…« Die Stimme des ältlichen Mannes war zu geheimnisvollem Flüstern herabgesunken. »Denn selbst dies hier…« und mit diesen Worten schlug er seine Jacke zurück und knöpfte mit fahrigen Fingern sein einstmals weißes Hemd auf, »selbst dies hier bringt nur geringfügigen Schutz…« Er zerrte ein großes Kruzifix hervor, das an einem dünnen Kettchen hing und zeigte es ihnen. »Es sind nicht die Mächte der Hölle, die einst Graf Dracula beherrschten, der damit in die Flucht geschlagen werden konnte. Dort oben zwischen dem Nebel geht etwas anderes vor. Die Mächte aus dem Geisterreich machen sich bemerkbar. Man sollte sie meiden…«

Imre sah besorgt aus.

Sullivan und Bakers ließen noch ein paar frisch gefüllte Bierkrüge und Schnäpse anrollen. Der Wirt war trotz seiner Körperfülle erstaunlich flink, und in dem verräucherten, düsteren Raum schien seinen dunklen Augen nicht die kleinste Geste zu entgehen.

Er hatte sogar ’ne Menge von dem mitbekommen, was Imre ihnen berichtet hatte.

»Sie sollten ihn ernst nehmen«, sagte er in holprigem Deutsch und mischte einige englische Begriffe darunter, die er irgendwann mal

aufgeschnappt hatte. »Er ist zuverlässig… well, er macht wirklich keinen Quatsch…«

Der Abend verging wie im Flug. Je länger sich die drei Gäste aus dem Ausland in dem Lokal aufhielten, desto zutraulicher wurden auch die anderen Leute aus Drowna.

Ein bärtiger Alter kam an ihren Tisch und bestätigte Imres Warnungen. In Drowna schien jeder von dem geheimnisvollen Nebel, den sich keiner erklären konnte und aus dem niemand mehr herauskam, zu wissen.

Man brachte die Erscheinung nur indirekt mit Dracula in Verbindung und war überzeugt davon, daß der ganze Berg rings um die Schloß-Ruine verflucht sei. ›Von höllischen und anderen Geistern‹…

Die Engländer wurden nur um so neugieriger.

Sie waren bereit, ihr Konzept umzuwerfen und nicht nur Draculas Spuren zu folgen, sondern jene rätselhaften Vorfälle unter die Lupe zu nehmen.

Den dreien gelang es, eine ganze Menge über gespenstische Erlebnisse einiger Dorfbewohner herauszukitzeln, und sie bedankten sich ganz herzlich für diese Hinweise.

»Wir erforschen das Außergewöhnliche«, meinte Bakers mal. »Die Umgebung von Drowna und Draculas Schloß scheint besonders geisterträchtig zu sein… was haltet ihr davon, wenn wir noch einen kleinen Spaziergang unternehmen und uns den Nebel mal aus der Nähe ansehen?«

Aus der fixen Idee ging die Tat hervor.

John Bakers, Margie Torndon und Harry Sullivan beschlossen, noch an diesem Abend aufzubrechen und die ›Nebelstelle‹ aus allernächster Nähe zu begutachten.

»Geister kann man nur vor Ort und nicht durch viel Gerede jagen«, meinte Sullivan und er warf einen Blick auf seine Uhr. »Gleich neun Uhr… wenn wir zwei Stunden spazieren gehen, dann kommen wir zur Geisterstunde noch recht…«

*

Da erkannte auch Imre, daß alle Versuche, die Freunde von ihrem Vorhaben abzuhalten, fehlgeschlagen waren.

Er begriff ihr Interesse, nannte sie aber dennoch leichtsinnig.

Er zuckte die Achseln. »Allein laß' ich euch auf keinen Fall gehen«, murrte er.

Sie standen draußen vor der klapprigen Tür des Dorfgasthauses. Der Wind fegte durch die Gassen und über holprige Felder und Äcker.

Die Luft war sehr kalt hier oben in den Bergen.

»Ich fahr' euch bis zum Paß und warte dort, wenn ihr schon nicht anders wollt…«, seine Stimme klang jetzt verändert. Man hörte ihm an, daß er Alkohol intus hatte. Aber seine Augen blickten noch klar, und er schien genau zu wissen, was er tat. »Meine Kutsche steht hinterm Haus…, ein alter klappriger Wagen zwar, aber noch gut zu gebrauchen. Jedenfalls kürzt er die Wegzeit ab. Und das ist auch schon etwas… Kommt mit, ihr Naseweise!«

Er ging am Haus entlang, schlug den Kragen seines fellgefütterten Mantels hoch und zog den Kopf zwischen die Schultern. »Verdammter Wind! Der geht durch bis auf die Haut.«

John, Margie und Harry waren ebenfalls in ihre Wintermäntel geschlüpft. Margie Torndon hatte ihre Kamera dabei, John Bakers ein Spezialgerät zum Orten von Geistererscheinungen, und Harry Sullivan trug einen kleinen schwarzen Kasten unter dem Arm, der ein Tonbandgerät enthielt.

Die Freunde empfanden ihren plötzlichen Entschluß, noch in die Berge zu gehen, als richtig.

Sie hatten den ganzen Nachmittag nach ihrer Ankunft mit Vorbereitungen und Gesprächen verbracht und fühlten sich ausgeruht und unternehmungslustig.

Da die fragliche Stelle nicht allzu weit von ihrer Unterkunft entfernt lag, sahen sie nicht ein, weshalb sie die Zeit nicht nutzen sollten. Jede Stunde hier war kostbar. Schließlich war ihr Aufenthalt in den Karpaten begrenzt.

Die Kutsche war ein klappriger Einspänner.

Ein Fuchs war aufgezäumt. Ein Hafersack war ihm vorgebunden, und der Gaul fraß gemächlich und blickte kaum auf, als die vier Menschen um die Hausecke bogen.

Der Hof war windgeschützt. Ein hoher Bretterzaun begrenzte ihn. Holzschuppen und ein kleines Nebenhaus, in dem Vorräte gespeichert waren, hoben sich schemenhaft in der Düsternis ab.

Es roch nach Abfällen. Zwei übervolle Mülltonnen standen neben der Hintertür des Gasthauses. Durch die kleinen matten Fenster fiel nur schwach das Licht.

»Ich bin verrückt, daß ich mich euch anschließe«, maulte Imre. »Ich weiß nicht, warum ich's tue… wahrscheinlich nur deshalb, um euch einen Fluchtweg zu ermöglichen, wenn es notwendig sein sollte… ob der Nebelplatz vor der Schloß-Ruine oder diese selbst: es ist Wahnsinn, sich dorthin zu begeben. Wollt ihr es euch nicht noch mal überlegen?«

Sie befanden sich in der richtigen Stimmung, um einen, ersten Eindruck von jenem Geisterort zu gewinnen.

Und wenn sich schon die Möglichkeit bot, zur Geisterstunde an jener Stelle zu sein, dann wollten sie das auch ausnutzen.

Sie nahmen auf dem Karren Platz.

»Da liegen ein paar Decken ’rum«, rief Imre nach hinten, der auf dem Bock Platz genommen hatte. »Wickelt euch damit ein. Es wird verdammt kalt werden…«

Dann zog er das Pferd an den Zügeln herum und gab einen Schnalzlaut von sich. Der Gaul setzte sich in Bewegung. Die großen Räder rollten über das holprige Pflaster.

Als der Karren am Eingang des Dorfwirtshauses vorbeikam, standen mehrere Einwohner Drownas davor. Sie hatten ernste Gesichter und blickten besorgt. Einige riefen Imre etwas zu, das die drei Freunde nicht verstanden. Der Ungar antwortete nur einsilbig.

Die Fahrt ging über die gewundene Straße. Der Untergrund war so schlecht, daß man mit dem Auto größte Mühe gehabt hätte.

Bald lag das Gasthaus hinter ihnen. Seine beleuchteten Fenster waren längst von der Dunkelheit geschluckt worden.

Die Straße wurde nicht besser.

Die drei jungen Leute spürten jeden Stein, jede Erschütterung.

Aber sie nahmen das in Kauf. So kamen sie schneller vom Fleck als zu Fuß.

Die Bäume waren schon kahl. Dunkel und anklagend reckten sie ihre nackten Zweige in den nächtlichen Himmel, an dem schnell die Wolken entlangzogen.

Schon auf dem Weg nach Drowna waren den drei Ausländern am Wegrand Opferstöcke und Kruzifixe aufgefallen.

Je tiefer sie in die wildzerklüftete Bergwelt vordrangen, desto mehr entdeckten sie.

Zwischen den Kruzifixen standen am Wegrand oft Hängebirken, hinter aufgeschichteten Steinen, die aussahen wie ein Hünengrab, bemerkten sie einen umgekippten Leiterwagen, der von Moos und Gras bewachsen war und schon einige Jahre hier zu liegen schien…

Der Weg wurde schlangengleich und wand sich in die Höhe.

Margie verdrehte die Augen. »Bis wir am Borgopaß ankommen, habe ich den ganzen Körper voll blauer Flecke…«

»Das ist den Spaß wert«, grinste Harry Sullivan. »Kinder, wer hätte gedacht, daß wir uns heute nacht noch auf Gespensterjagd begeben würden…«

In der Dunkelheit sahen sie die Fichten- und Eichenwälder als einzige dunkle Wand neben sich aufragen. Fels und Wald schienen eins zu sein.

Imre trieb das Pferd zur Eile an, doch auf dem steilen, steinigen Pfad kam es nur langsam vorwärts. Streckenweise wurde es schließlich so, daß die Fahrgäste befürchteten, der Karren würde jeden Moment stehen bleiben.

Aber wie durch ein Wunder schaffte der Kutscher es immer wieder,

die Räder doch noch mal in Gang zu bringen.

»Ich komm' mir vor wie weiland Jonathan Harker«, grinste Sullivan. Ihm bereitete diese abenteuerliche Nachtfahrt eine diebische Freude.

»Dann wollen wir nur hoffen, daß sie nicht auch für uns ähnlich endet«, bemerkte John Bakers mit Grabesstimme.

Margie gähnte. »So langsam muß ich Imre recht geben«, schaltete sie sich ein. Sie schlang die schmutzige Wolldecke, die mit Erdkrumen und Strohresten bedeckt war und in der es sicher auch Flöhe und Läuse gab, mit einem Gefühl der Widerwärtigkeit enger um ihre Schultern. Sie versuchte den Schmutz zu ignorieren und hielt sich vor Augen, daß die Decke wärmte. »In meinem schönen warmen Bett im Wirtshaus würde ich mich jetzt auf alle Fälle wohler fühlen…«

»Jetzt bekommt sie Gewissensbisse!« murrte Bakers.

»Genießt diesen Augenblick«, warf Sullivan ein, »so einer kommt so schnell bestimmt nicht wieder. Wenn wir das nach unserer Rückkehr in London erzählen, glaubt es uns kein Mensch…« Dieses Verhalten und diese Einstellung waren typisch für ihn. Er kostete jedes Abenteuer voll aus…

Vierzig Minuten lang ging es auf holprigem Pfad bergauf.

Dann schaffte es der Gaul nicht mehr.

»Von hier aus geht's nur zu Fuß weiter«, wandte der Ungar sich an sie. »Alles aussteigen. Noch ein paar Meter gehe ich mit euch, aber von einer bestimmten Stelle dann keinen Schritt weiter. – Seht euch das Nebelfels aus der Ferne an! Geht nicht zu nah' heran!«

Sie blieben dicht beisammen.

Wortlos erklommen sie den letzten Teil des beschwerlichen Weges.

Der Wind pfiff in ihre Gesichter und rötete ihre Wangen. Ihr Atem war zu sehen.

Schnee leuchtete weiß auf den Gipfeln.

Dann kam der Nebel.

Zuerst dünn wie ein Schleier, dann immer dichter.

Imre streckte beide Hände aus. »Bis hierher und nicht weiter… Da vorn – etwa fünfzig Schritte von dieser Stelle entfernt, befindet sich das Plateau. Von dort aus hat man am Tag und bei klarem Himmel einen ausgezeichneten Blick auf die Ruine von Draculas Schloß. Jetzt ist da nur Nebel…«

»Sieht merkwürdig aus«, lautete John Bakers' erster Kommentar. »Wer aus London kommt, weiß, was Nebel ist. Aber einen, der so aussieht, habe ich noch nie gesehen…«

»Ich hab's euch ja gesagt.« Imres Stimme klang bedrückt.

Der Nebel wirkte sehr milchig, fast weiß, als würde er von innen heraus angestrahlt.

Er pulsierte. Wie ein riesiges, atmendes Wesen.

Und seltsam – es fiel ihnen gleich nach der Ankunft auf.

Der Wind blies nicht mehr! Hier oben war es völlig still, als halte die Natur den Atem an…

*

Was er wußte, teilte er dem Guuf mit.

»Den Rest müssen wir selbst ’rauskriegen, Jim«, sagte Björn. »Ich werde dich begleiten und immer in deiner Nähe sein. Wenn etwas schief gehen sollte, haben wir jederzeit die Möglichkeit, hierher zurückzukehren.«

»Ich könnte ihn auch begleiten«, sagte Pepe, der die ganze Eröffnung angehört hatte. »Wir ergänzen uns prächtig, wie du weißt. Und wenn ihm Gefahren drohen – könnte ich mithelfen, sie zu beseitigen.« Pepe verfügte über parapsychologische Fähigkeiten und konnte einiges damit anrichten.

»Ich bin auch noch da«, ließ Arson, der Mann mit der Silberhaut sich vernehmen. Auch er war inzwischen aus seiner Hütte gekommen und hatte an der Unterredung teilgenommen.

Sobald es darum ging, Ak Nafuurs Botschaften zu interpretieren und auszuführen, weihte Björn stets seine ›gesamte Mannschaft‹ ein, wie er sich scherzhaft auszudrücken pflegte.

Dazu gehörten auch die junge Französin Danielle de Barteaulieé und seit kurzem das Geschwisterpaar Marga und Ulrich Koster: Beide hochkarätige parapsychologische Begabungen, die mitgewirkt hatten, den Dämonenfürsten Molochos wieder auf die Seite der Menschen zu bringen. Im Haus der Kosters hatte sich dies alles abgespielt.

Dort war die Entscheidung gefallen und aus Molochos war wieder Ak Nafuur, der Weiße Priester, geworden.

Noch zwei Marlos-Bewohner gab es.

Alan Kennan und Camilla Davies. Doch ihr Aufgabenbereich war fest umrissen. Sie befanden sich auf der Suche nach Gleichgesinnten. Dies hatte sich als schwieriger erwiesen, als Hellmark anfangs annahm.

Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, jene zu entdecken, die anfingen, sich einer ehemaligen Existenz bewußt zu werden und erkannten, daß das Blut der alten Rasse Xantilons in ihren Adern floß.

Aus der Hütte der Kosters roch es nach frischem Kaffee.

Sein gesamtes Hab und Gut hatte das Geschwisterpaar mit auf die Insel gebracht, wo es in Frieden und Zurückgezogenheit zu leben wünschte.

»Ak Nafuur«, fuhr Björn Hellmark fort, »hat sich etwas dabei gedacht, als er vorschlug, daß Jim sich die Höhle des Löwen ansehen sollte. Danach werden wir uns richten. Sollte die Situation es

erfordern, werden wir unsere Pläne ändern. Ich werde Jim an Ort und Stelle bringen, und er wird sich in Transsilvanien umsehen, welche Bedeutung jene Erd- und Elementargeister haben, mit der Apokalypta ihre dämonischen Reihen verstärken will. Ehrlich gesagt, blicke auch ich nicht richtig durch. Sie ist bereits stark genug, scheint aber einen Plan zu hegen, der uns unmittelbar betrifft und den Ak Nafuur zu Fall gebracht sehen will...«

Er unterbrach sich.

Jemand erschien wie ein Geist aus dem Nichts. Am Strand tauchte Carminia Brado auf.

Sie bemerkte sofort die kleine Gruppe unweit des Eingangs zur Geister-Höhle und lief ihr entgegen.

»Es gibt Neuigkeiten«, sagte Björn, noch ehe sie ganz heran war und ein Wort gesprochen hatte. Er sah es ihrem Gesicht an.

»Ja«, entgegnete die hübsche Brasilianerin, die leichtfüßig angelaufen kam. »Und sie betreffen dich direkt. Ich habe Captain Muller gesprochen. Wir scheinen im richtigen Augenblick mal wieder den richtigen Riecher gehabt zu haben. Muller hat eine Botschaft, die dich angeht...«

Sie berichtete, was sich vor einigen Stunden mitten in New York abgespielt hatte. Dabei zog sie Björn nicht beiseite, um es ihm allein mitzuteilen. Hier auf der Insel waren sie alle wie eine einzige große Familie. Keiner hatte etwas zu verbergen.

»Ich werde mich sofort mit Muller in Verbindung setzen«, sagte er ernst.

»Und ich werde Jim zum vereinbarten Fixpunkt bringen, damit er sich dort bewundern lassen kann. Außerdem müßte ich mit Mister Brian Doal reden. Vielleicht weiß er noch mehr als das, was er Muller mitgeteilt hat...« Er seufzte. »Es ist teuflisch«, fügte er hinzu, »daß man nur an zwei Orten gleichzeitig sein kann...«

*

»Komische Stelle. Er hat recht.« Harry Sullivans Stimme klang leise. »Um so interessanter wird sie als Forschungsobjekt...«

Er sagte dies, nachdem Imre gegangen war. Der alte Bauer aus Drowna wollte weiter unten warten. In unmittelbarer Nähe des Nebels fühlte er sich offenbar nicht wohl.

Der Nebel war sehr dicht und bildete regelrecht eine Mauer vor ihnen.

»Ich seh’ mir das aus der Nähe an – und ihr bleibt da, wo ihr steht«, bestimmte Sullivan. »Vielleicht schießt du ein paar Aufnahmen, Margie, während ich mich der Nebelwand nähere. - Irgendwelche Sondierungen, John?« wandte er sich an den jungen Mann.

Bakers hatte den teleskopartigen Stab ausgezogen und die glühende Spitze in den Nebel gehalten.

»Nichts.«

»Wie spricht der Infrarot-Wert an?«

»Negativ, Harry…«

Sullivan lachte leise. »Ich habe schon ganz andere Situationen erlebt«, sagte er. »Wenn ich da an meine Forschungen in manchen schottischen und englischen Schlössern denke – da wurde es wirklich manchmal haarig. Du sahst es an den Werten. Da war etwas, die Infrarotanzeige sprach an. Man spürte, in jenen Mauern bewegte sich etwas, du konntest es bloß nicht sehen… Unheimlich war das…«

»Ihr werdet's nicht glauben«, warf die knabenhafte Margie Torndon ein, »aber unheimlich ist's mir auch jetzt zumute.« Sie starrte in den Nebel, der eine einzige milchige Masse vor ihnen bildete, der selbst noch aus einer Höhe von zwanzig oder dreißig Metern geisterhaft leuchtete und sich nicht ausweitete, sondern auf rätselhafte Weise an diesen Fleck Erde gebunden zu sein schien.

Die Fotografin zog fröstelnd die schmalen Schultern hoch.

»Was ist los? Was hast du?« fragte Bakers verwundert.

»Angst…«, stieß sie hervor. »Ich hab' mit einem Mal erbärmliche Angst…« Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Sie war weiß wie Kalk. »Da ist etwas… spürt ihr es denn nicht…« Wie hypnotisiert starrte sie in den Nebel.

»Unsinn«, winkte Sullivan ab. »Ich merk' nichts. Du etwa, John?«

»Nein…«

»Da kann man mal sehen, wie die Psyche reagiert. Von all dem Geschwätz des Ungar ist ihr nun flau geworden im Magen… Geistergerede, Margie! Die Leute in dieser Gegend können das besonders gut… Ich bin überzeugt davon, daß kein wahres Wort an allem ist. Sie haben in uns willkommene Opfer gesehen… Die Leute aus dem Dorf stecken doch alle unter einer Decke. Sie machen sich interessant, in dem sie Fremden die tollsten Storys auftischen. Man kennt das doch… Ich werd's dir beweisen. Hier oben ist alles normal.«

»Aber der Nebel…«

»Er ist besonders stark. Liegt an der Jahreszeit. Das hat sich unser Imre schlau ausgedacht. Er hat es geschickt eingefädelt… erst macht er uns neugierig, und dann tut er so, als wolle er uns nicht begleiten, schließlich tut er's doch…«

John Bakers warf einen Blick in die Dunkelheit. Steil führte der scharf gewundene Pfad in die Tiefe. »Das Ganze könnte ja auch einen anderen Grund haben… er hat uns hier abgesetzt – und in der Zwischenzeit durchschnüffeln irgendwelche Kerle im Dorfwirtshaus unser Gepäck…«

»Möglich ist alles. Daß wir auf unserer Reise mit Überraschungen

aller Art rechnen müssen, darüber waren wir uns von Anfang an im klaren. Aber Imre macht nicht den Eindruck, daß er Fremde entführt, damit in der Zwischenzeit deren Gepäck ausgeräumt werden kann… ich habe eher das Gefühl, die Leute machen sich einen Spaß mit uns. Aber uns kann es egal sein. Jetzt sind wir hier, und ich sehe mir den Nebel an. Ich gehe nur drei Schritte nach vorn und wende mich weder nach rechts noch nach links… damit ihr Bescheid wißt. Mal sehen, vielleicht stoße ich auf Varkas…«

Sullivan nickte den Freunden zu und trat dann genau wie abgesprochen nach vorn.

Ein Schritt, und der milchige Nebel umhüllte seinen Körper. Wie weiße Schleier umwogten sie ihn. Sein Körper war als schemenhafter Umriß zu erkennen. Dann ein zweiter Schritt.

Margie betätigte wie abgesprochen den Auslöser ihrer Kamera. Es war ein von der Gesellschaft für Geisterforschung zur Verfügung gestelltes Sondermodell. Es war für den Zweck, den sie sich vorgenommen hatten, mit einem infrarotempfindlichen Film bestückt.

Wo menschliche Augen nichts mehr wahrnahmen, registrierte der auf Wärme eingestellte Film noch alles. Nach der Entwicklung würden sie genau sehen, wie Harry Sullivan in den Nebel gegangen war.

Zehn Sekunden vergingen, eine halbe Minute…

Das war schon lang.

Harry Sullivan mußte seine drei Schritte längst hinter sich gebracht haben. Und nun müßte er eigentlich wieder zurückkommen.

»Hey, Harry?« rief Bakers.

Seine Stimme klang hohl durch Nacht und Nebel, brach sich zwischen den Felsen und verebbte.

»Harry?« fragte er noch mal.

Keine Antwort erfolgte.

»Mach’ keinen Quatsch! Du weißt, daß wir hier wie auf heißen Kohlen sitzen… Was ist los, Harry?!«

Eine Minute war vergangen.

Harry Sullivan kehrte nicht zurück und gab auch durch Rufen seine Position nicht zu erkennen.

»Verdammt noch mal!« Bakers war verärgert. »So etwas kann ich nicht leiden…« Er trat zwei Schritte nach vorn, ehe Margie Torndon ihn daran hindern konnte.

»John! Nicht! Bleib’ hier!«

Da schluckte ihn auch schon der Nebel…

Bakers tastete sich nach vorn. Er befand sich jetzt an der gleichen Stelle, die logischerweise vor ihm Sullivan erreicht haben mußte. Wahrscheinlich hatte sich der Begleiter entschieden, doch weiterzugehen und gab dies den Wartenden nicht bekannt. Das war nicht fair und widersprach ihren Abmachungen.

Bakers blieb nach drei Schritten stehen. Er mußte zurück, wollte Margie nicht länger ängstigen.

»Ich komm', Margie«, sagte er. »Ich kann ihn nicht sehen… verrückt. Ich verstehe nicht, warum er das getan hat…«

Um ihn herum war leises Rauschen und Raunen zu vernehmen.

Er wunderte sich noch, daß seine Freundin auf seine Worte nicht reagierte.

Und nicht minder verwunderlich war es, daß sie selbst sich nicht mehr bemerkbar machte.

»Margie? Kannst du mich hören?«

Da lief es ihm eiskalt über den Rücken, und das Grauen stieg in ihm auf.

Keine Antwort!

Das Blut schien in seinen Adern zu gefrieren, als er zu erkennen glaubte, weshalb Harry Sullivan sich nicht bemerkbar gemacht und umgekehrt, sein Rufen den Freund nicht erreicht hatte.

Das Rufen drang nicht durch den Nebel! Wer hier drin war, konnte nichts von außerhalb hören, und wer draußen wartete, nichts von innen.

Das mußte er Margie sofort mitteilen, bevor sie sich noch mehr ängstigte.

Plötzlich machte er eine noch weitaus schlimmere Entdeckung.

Er konnte nicht mehr zurück!

Der Nebel war nur nach der einen Seite durchlässig…

*

Der Geist-Spiegel des Hestus war ein Gebilde besonderer Art. Er stammte aus dessen Zaubergärten, die sich in einer fernen Vergangenheit auf der untergegangenen Insel Xantilon befanden.

Mit Hilfe des Spiegels, der aus reinen mentalen Kräften entstanden war, wurden den Benutzern die Möglichkeit geschaffen, jeden Punkt anzusteuern, an dem sich Dämonen trafen.

Hestus hoffte seinerzeit damit, durch seine Lausch- und Beobachtungsaktionen die sieben mächtigsten Dämonen an Rha-Ta-N'mys Seite besser zu erkennen und damit bekämpfen zu können. Die Voraussetzungen dafür hatte er geschaffen, aber die Zeit damals und die Umstände hatten verhindert, daß er sein hochgestecktes Ziel erreichte. Das lag zwanzigtausend Jahre zurück. Hestus war längst vergangen, aber seine Idee und seine Hinterlassenschaft lebten in Form des Geist-Spiegels weiter.

Hier auf der Insel Marlos hatte er eine neue Heimat gefunden.

Er lag da wie ein Teich, mattsilbern, glänzend, und bei näheren Hinsehen war zu erkennen, daß die sanft nach innen geneigte

Oberfläche zusammengesetzt schien wie aus Hunderttausenden winziger Segmente. Sie hatten die Form von Orangenscheiben…

Der ›See‹ lag eingebettet in einem schattigen Palmenhain.

Rings um das Gebilde wuchsen seltsam geformte grellfarbene Blumen. Sie waren ein Schlüssel für den Geist-Spiegel. Jeder, der ihn benutzte, war auf eine solche Blüte angewiesen, um mit Sicherheit auch jene Stelle wieder verlassen zu können, an die er zuvor über den Spiegel hineingetragen worden war.

Jeder hier auf Marlos hatte Erfahrung mit dem Spiegel.

Er wurde immer dann benutzt, wenn es darauf ankam, punktgenau einen Dämonentreffpunkt anzusteuern.

Da konnte es ohne weiteres passieren, daß dort, wo der Benutzer ankam, heute ein Hochhaus stand. Und früher war die gleiche Stelle mit undurchdringlichen Dschungelwäldern bedeckt gewesen.

Bei der Stelle jedoch, die für ihre Aktivitäten maßgebend sein sollten, war die Gefahr nicht gegeben, daß sie möglicherweise sogar mitten in einer fremden Wohnung ankamen.

Ein geheimer Treffpunkt, der noch heute benutzt wurde, lag mitten in den Karpaten.

Dort lebten keine Menschen.

Björn und Jim sprangen gleichzeitig.

Das übliche Geschehen lief ab.

Ihre Körper schrumpften mit ungeheurer Geschwindigkeit. Sie wurden winzig klein. Gleichzeitig trat ein dünner Nebel auf, der über einer mikroskopisch kleinen Öffnung eines Segments in wirbelnde Bewegung geriet und die mikroskopierten Leiber aufnahm.

Dann wurden die Atome der Körper schon wieder am Zielort zusammengesetzt.

Jim, der Guuf, und Björn Hellmark materialisierten.

In dem Moment, als Björn festen Boden unter den Füßen spürte, konzentrierte er seine Aufmerksamkeit sofort auf seine Umgebung.

Er nahm ein fahles Glimmen wahr, das aus den Wänden zu kommen schien, die sie umgaben.

Gleichzeitig registrierte er schattige Bewegungen in seiner Umgebung.

Das Glimmen drang aus dem Boden, und die Schattengestalten umtanzten die Stelle wie in einem Ritual.

Die Körperumrisse der Tanzenden ließen sofort den Schluß zu, daß es sich nicht um Menschen handelte, die sich dort bewegten.

Es waren – Geister…

*

»Das werden wohl deine Freunde sein«, wisperte Hellmark, und ein

flüchtiges Lächeln huschte über seine Lippen. »Sie sind ganz verrückt danach, einem Guuf zu begegnen – vorausgesetzt, daß Ak Nafuur sich hier nicht getäuscht hat.«

Jim nickte. Der hornartige Kamm, der auf seinem kahlen Schädel wuchs und bis zum Nacken reichte, blieb starr. Jim wandte seine kugelrunden Billardaugen, die wimpernlos waren, dem Herrn von Marlos zu.

»Ich werde mich so dämonisch geben, wie nur irgend möglich«, ging er auf die scherzhafte Bemerkung des blonden Mannes ein. »Ob's was nützt, werden wir bald wissen…«

Er sprach sehr klug und war vernünftig. Hellmark hatte nichts anderes erwartet. Immer wieder mußte er sich von dem Gedanken frei machen, daß Jim nach menschlichen Jahren gemessen noch ein Kleinkind war.

Aber nach Guuf-Zeit gemessen war er inzwischen erwachsen.

Doch das war noch nicht alles.

Er, der ein Mischwesen aus Mensch und Guuf war, hatte Anlagen, die typisch für Guuf waren. Dazu gehörte, daß er eine Erinnerung an Dinge besaß, die er persönlich nie erlebt hatte, die auf eine Art Rassebewußtsein zurückgingen. Kenntnisse über bestimmte Dinge waren ihm angeboren. So wußte er viel über die Guuf, über ihre Fähigkeiten, Absichten und ihre Stellung in der Dämonenwelt. Er wußte, daß die Guuf in ferner Zeit von einem anderen Stern gekommen waren und auf der Erde Fuß faßten. Die Dämonengöttin Rha-Ta-N'my hatte ein besonderes Auge auf diese Rasse geworfen, die ihr treu und ergeben war.

Dadurch, daß Jim als Guuf so viel mitbekommen hatte, stellte er für diese Rasse eine Gefahr dar, die jene auch nicht unterschätzten. Schon ganz am Anfang hatte man versucht, den ›Bastard‹ auszuschalten. Björn Hellmark erkannte dies gerade noch rechtzeitig und rettete ihm das Leben. Er nahm ihn mit nach Marlos. Dort war er sicher vor den Nachstellungen der Dämonen und rachedürstender Guuf – und auch vor den Menschen. Jim war ein Mensch, auch wenn er nicht so aussah. Die Menschen stellten ihm nach, weil sie einen Dämon, ein Monster in ihm sahen. Darunter litt er besonders, auch wenn er es sich nicht anmerken ließ.

Dies aber war jetzt Jims Stunde.

Er wußte, was er zu tun hatte und löste sich von Hellmark.

Der Herr von Marlos blieb im Schatten eines vorspringenden Felsens zurück.

Die Luft, die sie umgab, war geisterhaft durchglüht und diesig. Wenn Hellmark sich umsah, dann war der Nebel außerhalb ihrer Ankunftsstelle noch dichter. Fast weiß wie Milch, mußte er unwillkürlich denken.

Aufgerichtet ging Jim den schwebenden, nebelhaften Gestalten entgegen, die das gespenstische Licht aus der Tiefe umtanzten.

Björn Hellmark war einzige, gespannte Aufmerksamkeit, bereit, sofort einzugreifen, wenn etwas schief gehen sollte.

Er befand sich noch an der Stelle, die ihm von einer Sekunde zur anderen die Rückkehr nach Marlos ermöglichte.

Er brauchte im Notfall nicht mal die magische Blume, um die Rückkehr über den Geist-Spiegel einzuleiten. Mit Hilfe seines Doppelkörpers konnte er Jim augenblicklich aus einer akuten Gefahr befreien und verschwinden. Und selbst Jim hatte die Gelegenheit, von einem Moment zum anderen Marlos aufzusuchen.

Dieser Dämonenstützpunkt befand sich auf der Erde. Und jeder Marlos-Bewohner konnte jeden Punkt der Erde mit Hilfe der Teleportation erreichen und auch wieder verlassen. So wäre es ihnen auch auf diesem Weg möglich gewesen, in die Karpaten zu reisen. Aber den genauen Dämonentreffpunkt hätten sie dann nicht erreicht, da ihnen dieser vor wenigen Minuten noch nicht bekannt war. Der Fixpunkt war im ›Gedächtnis‹ des Geist-Spiegels verankert wie ein Programm im Computer.

Jim trat hinein in das geisterhafte Glühen und wurde im gleichen Moment wahrgenommen.

Die hellen, verfließenden Gestalten verharrten blitzartig.

Sie umstanden eine Vertiefung, die etwa einen Durchmesser von drei Metern hatte. Die ›Wesen‹ sahen bizarr aus.

Sie waren unterschiedlich groß. Das kleinste maß nicht mehr als einen Meter, das größte etwa zwei.

Ihre Körper waren gedrungen, milchig weiß bis durchsichtig und hatten annähernd menschliche Formen. Die Köpfe waren langgezogen und sahen birnenförmig aus. Wie lange weiße Haare wehten Nebelschleier um die Köpfe, an denen man keine Sinnesorgane wahrnehmen konnte.

»Ein Guuf!«

Einer sagte es, und wie ein Raunen setzte es sich durch die Reihen der anderen Nebelgestalten fort. Die Geisterhaften bewegten sich wieder. Einer glitt auf Jim zu.

Lange, weiße Nebelfinger betasteten seinen Körper.

»Er ist wirklich da!« raunte eine Stimme.

Björn Hellmark beobachtete aus sicherer Entfernung, wie sich die Dinge entwickelten.

»Wo kommst du her? Wie hast du uns gefunden?« wurde er von dem einen gefragt.

In dem birnenförmigen Antlitz waren Schatten zu erkennen. Es schien, als würden sich Mund und Augen ausprägen. In der umschatteten Augenpartie entstand ein fluoreszierendes Leuchten.

»Für einen Guuf ist es nicht schwer, jene zu finden, die ihn verehren«, erwiderte Jim diplomatisch. »Er wird immer die Freunde finden, die er braucht…«

»Recht gesprochen, Guuf!« Es schien, als würde sich das Nebelwesen vor ihm verneigen. Auch die anderen glitten in die Tiefe und krochen wie wogende Nebelschleier über den Boden, als wollten sie dem Ankömmling damit eine gewisse Unterwürfigkeit vorgaukeln.

Björn atmete tief durch.

Ak Nafuur schien mal wieder recht behalten zu haben. Es gab tatsächlich in der Familie der Dämonen und Geister eine Spezies, die sich besonders eng mit der Guuf-Rasse verbunden fühlte. Diese Wesen, die im Nebel wohnten und die Ak Nafuur zu den Elementar-Geistern zählte, behandelten Jim mit erstaunlicher Zuvorkommenheit.

Sie umringten ihn und führten ihn weiter in den geisterhaften Schein hinein, direkt auf eine der Bodenöffnungen zu.

Die Gestalten wirkten aufgeregt. Die langen, dünnen Arme bewegten sich wie Schlangen und berührten Jim, als suchten sie den Kontakt mit ihm.

Zwischen Björns Augen entstand eine steile Falte.

Ak Nafuur hatte nie über die Elementar-Geister hier in Transsilvanien gesprochen. Wahrscheinlich war er auf diese Möglichkeit mit Jim erst gekommen, als er verzweifelt einen Weg suchte, der es Hellmark ermöglichte. Rha-Ta-N'my zu überraschen.

Die Elementar-Geister kannten die Guuf-Rasse.

Und die Guuf hatten auf irgendeine Weise besondere Macht über jene Geister, eine Macht, die so groß war, daß sie sich einem Guuf unterstellten.

Was aber war es, das die beiden so aneinanderkettete?

Wußte es Jim? Ahnte er es wenigstens?

Seine Mission erforderte viel Fingerspitzengefühl, und Björn Hellmark wurde in diesen Sekunden die Gewißheit nicht los, daß noch einige Überraschungen auf ihn warteten…

*

Die Nebelgespenster verschwanden. Sie sanken einfach in die Erdlöcher. Jim folgte ihnen.

Geduckt lief Hellmark an der dunklen Wand entlang und sah, wie sich der Platz vor ihm leerte.

Alle Geister waren verschwunden. Jims Kopf versank vor ihm im Boden und tauchte ein in das geisterhafte Licht, das plötzlich schwächer wurde.

Der Schein ringsum verblaßte.

Dann stand auch Björn Hellmark in der Dunkelheit.

Sie wurde ihm zum Schutzmantel. In ihm näherte er sich jenem Erdloch, in dem Jim verschwunden war.

Dünne Nebel umwehten ihn. Das Wispern und Raunen, die Unruhe, die sie vorhin gleich nach ihrer Ankunft wahrgenommen hatten, war verebbt.

Von Jim weit und breit keine Spur! Er war im wahrsten Sinn des Wortes im Erdboden versunken…

Dort unten in der Dunkelheit, in der Tiefe, spielte sich nun etwas Ungewisses ab. Und Björn Hellmark mußte den Dingen freien Lauf lassen, wollte er die Mission des Guuf nicht gefährden…

Jetzt war der Augenblick gekommen, da er auch den Kopf für andere Dinge frei hatte und er somit die Zeit des Wartens abkürzen konnte.

Er konzentrierte sich auf die Millionenstadt New York, auf ein ganz bestimmtes Gebäude, auf einen ganz bestimmten Korridor – und ließ Macabros entstehen…

*

Sein Doppelkörper materialisierte genau an dem von ihm gedachten, anvisierten Punkt…

Mitten in dem langen kahlen Flur, in dem es nach Kaffee und Rauch roch, war plötzlich ein Mann, der weder über den Treppenaufgang noch mit dem Lift gekommen war.

Er erschien einfach aus dem Nichts! Wie ein Geist…

Aber es war keiner. Das war Macabros, Björn Hellmarks Doppelkörper. Er glich ihm wie ein Ei dem anderen.

Der Polizeibeamte, der vom anderen Ende des Korridors kam, blieb plötzlich verdutzt stehen und schloß die Augen, weil er meinte zu träumen.

Als er sie wieder öffnete, blieb der Eindruck.

Der fremde Mann, breitschultrig, sportlich, mit blondem Haar und sonnengebräuntem Abenteurergesicht, war Wirklichkeit.

Er lief ihm genau entgegen…

Der Mann in Uniform hätte schwören können, daß der Fremde nicht die Treppe hochgekommen, sondern – in dem Moment, als er ihn wahrnahm – einfach aus dem Nichts materialisiert war!

Aber so etwas gab es nicht, sagte sich der Polizist im stillen. Ich habe mich getäuscht, das ist alles…

Macabros' Ziel war Mullers Office.

Er klopfte an. Jemand rief ›Yea, come in!‹ und Hellmarks Zweitkörper trat ein. Zwei Polizeibeamte saßen im Büro und blickten auf. Niemand sah dem Eintretenden an, daß er nicht aus Fleisch und Blut bestand, sondern aus einer feinstofflichen, ätherischen Substanz.

»Captain Muller erwartet mich«, sagte Macabros, noch ehe man ihn ansprach. »Mein Name ist Hellmark…«

»Oh, Yea, Mister Hellmark!« Der kleine dicke Mann mit der Knollennase, dessen Stimme vorhin schon ›Yea, come in‹ gerufen hatte, stand blitzschnell auf. »Das ging ja flott… der Captain ist überglücklich, Sie heute noch zu sprechen.«

»Euer Captain ist ein Wundertier…« Macabros deutete auf die elektrische Uhr an der Wand. »Es ist fünf Uhr morgens. Arbeitet er immer so lange…«

»No, nur wenn's brennt… Und in dieser Nacht schlagen die Flammen ganz besonders hoch, Mister… na, der Captain wird Ihnen das Nötige sagen…«

Mullers Office lag in einem hinteren Raum. Um ihn zu erreichen, mußte man etliche Büros durchqueren.

Der Captain sah bleich und übernächtigt aus.

Er saß vor einem dicken Aktenstoß und machte sich Notizen. Vor ihm auf dem Schreibtisch stand eine große Kanne Kaffee. Der Ascher quoll über, soviele Kippen hatte Muller schon ausgedrückt.

Er blickte auf, als Macabros eintrat. »Na, endlich«, entrann ein Seufzer seinen Lippen. »Ich hatte bis gestern eigentlich nicht erwartet, daß wir uns so schnell wiedersehen würden. Da sieht man mal wieder, wie sehr man sich täuschen kann. Bitte, nehmen Sie Platz.«

Macabros ließ sich auf dem unbequemen Holzstuhl nieder. »Ich bin überrascht, allein hier zu sein«, meinte er. »Ich hatte noch jemand erwartet…«

»Mister Doal, nicht wahr?« Muller blickte den Besucher von unten herauf an.

»Um ehrlich zu sein – ja! Miss Brado hat mir mitgeteilt, daß durch ihn eine Botschaft übermittelt wurde…«

»Stimmt fast. Doal rief hier an und wollte mir noch einiges sagen. Auf halbem Weg blieb er leider stecken, Mister Hellmark.« Muller schloß geräuschvoll die Akte. »Doal ist tot…«

Macabros fuhr zusammen. »Was ist passiert?«

»Wir wissen von einem Unfall. Brian Doal stand in der Telefonzelle und rief mich an. Ein Lkw-Fahrer verlor auf der regennassen Fahrbahn die Kontrolle über seinen Wagen; da krachte es. Brian Doal war auf der Stelle tot.«

»War es ein Unfall, Captain?«

Muller zuckte die Achseln. »Da fragen Sie mich etwas, was auch ich nicht beantworten kann. Rein gefühlsmäßig würde ich sagen – nein…«

»Also – Mord!«

»Möglich… Zumindest wäre das nicht ausgeschlossen. Ich hoffe, bald mehr zu erfahren. Der Fahrer des Lkw lebt. Er liegt

schwerverletzt im Krankenhaus und hat eine Chance, durchzukommen. Vielleicht können wir durch ihn herauskriegen, was sich wirklich ereignet hat. Vielleicht ist vor dem Unfall etwas geschehen, das ihm aufgefallen ist…«

»Sie denken an etwas Bestimmtes, Captain?«

»Nein, es ist eine Hoffnung, die ich hege. Nicht mehr…«

Macabros blickte sein Gegenüber eindringlich an. »Haben Sie mich kommen lassen, nur um mir das zu sagen, Captain?«

Muller schüttelte den Kopf. »Nein, nicht nur das… Ich habe eine ganze Menge Fragen auf dem Herzen. Sie und Ihre Freunde haben in jener Nacht, als vierzehn Menschen, vierzehn angesehene Persönlichkeiten dieser Stadt, spurlos verschwanden, hilfreiche Dienste geleistet. Einer Ihrer Freunde, befindet sich unter den Vermißten. Mister Richard Patrick… Auch darüber möchte ich noch mal mit Ihnen sprechen. Zu allererst aber kam es mir darauf an, Ihre Reaktion zu beobachten, als Sie die Nachricht von Mister Doals Tod erfuhren. Miss Brado gegenüber hatte ich absichtlich nichts erwähnt…«

»Und was hat meine Reaktion Ihnen gezeigt?«

»Es ist in Ordnung, Mister Hellmark… reden wir nicht mehr darüber. Sprechen wir lieber von – Professor Harrison. Er war Doals Freund. Doal ist ihm gestern abend während eines Spazierganges unweit seines Hauses begegnet. Professor Phil Harrison wollte, daß man Sie informiert… Merkwürdig, nicht wahr?«

»Ja, sehr merkwürdig. Ich kenne Harrison überhaupt nicht…«

*

»Und eben daher kam mein Mißtrauen«, ließ Muller die Katze aus dem Sack. »Deshalb bei dieser Gelegenheit die kleine Prüfung, die Sie jedoch glänzend bestanden haben…«

»Jede Art von Mißtrauen mir gegenüber ist unangebracht, Captain. Tun Sie so etwas nicht wieder. Ich will Ihnen helfen. Schon deshalb, um Gewißheit über das Schicksal meines Freundes Patrick zu erhalten. Ich kann Ihnen helfen – unter Umständen. Auf eine sehr unkonventionelle Weise, über die ich jedoch nicht sprechen möchte. Nehmen Sie’s einfach hin.«

»Gerade das ist für einen Mann in meiner Position sehr schwer…«

»Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben. – Und nun erlauben Sie mir eine Frage, Captain…«

»Well, was wollen Sie wissen?«

»Was Doal über Harrison und mich gesprochen hat.«

Allzu viel konnte Muller da nicht sagen. Brian Doals Tod hatte eine weitere Erklärung zunichte gemacht.

»Harrison wollte mich sprechen, und er hatte eine Botschaft für mich«, sinnierte Macabros. »Bis jetzt ist er allerdings nicht wieder in Erscheinung getreten, wenn ich das richtig sehe?«

»Sie sehen es richtig, Mister Hellmark…«

»Um zu erfahren, was er von mir will, gibt es eigentlich nur einen Weg, Captain: In seine Wohnung gehen und ihn zur Rede stellen.«

Muller seufzte. »Die Wohnung ist versiegelt, und bis zur Stunde hat sich bei uns kein Professor Harrison gemeldet. Nach dem, was uns Brian Doal noch mitteilen konnte, hat Harrison sich verhalten – wie eine Gespenstererscheinung. Ja, Sie hören richtig… er tauchte auf wie ein Spuk und er verschwand wie einer, ohne daß nachprüfbar war, woher er kam und wohin er sich wandte…«

»Dieses Verhalten ist um so mehr ein Grund, Captain, in Harrisons Wohnung nachzusehen. Vielleicht kann er plötzlich durch Wände gehen oder sich an andere Orte versetzen… wer weiß…«

Muller musterte ihn mit seltsamem Blick. »Sie glauben, daß es so etwas gibt –, daß ein Mensch sich zum Beispiel an einen anderen Ort versetzen kann?« Man hörte schon aus dem Klang der Stimme, was er über Leute dachte, die solch einen Unfug glaubten.

»Aber nein«, antwortete Macabros entrüstet, »Captain. Ich bin doch ein Mensch, der mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen steht! Ich glaube nur das, was ich sehen und mit meinen Händen greifen kann… Menschen, die mit übersinnlichen Fähigkeiten operieren, die anderer Gedanken lesen, Gegenstände bewegen oder sich gar Kraft ihres Geistes an einen anderen Ort versetzen, die gibt es nicht, Captain. Aber trotzdem sollten wir mal einen Blick in Professor Harrisons Wohnung werfen, auch wenn sie versiegelt ist. Wenn Harrison etwas von mir will, muß ich hingehen. Daran ist wohl nichts zu ändern. Oder könnten Sie einen anderen Weg vorschlagen?«

Muller konnte es nicht.

Also machten sie sich an die Arbeit.

*

Margie Torndon preßte die Hand an ihre zitternden Lippen.

Wie unter unsichtbarem Druck wich sie vor dem unheimlich glühenden Nebel zurück.

»John?« stieß sie hervor. Ihre Stimme war zu einem Flüstern herabgesunken.

Wie laut hatte sie vorhin geschrien – aber es war keine Reaktion aus dem Nebel gekommen.

Alles war so unheimlich still.

Und das war das Schlimmste daran…

Imre, der Ungar! Warum zeigte er sich nicht, warum reagierte

nicht mal er auf die Schreie?

Er mußte dort unten doch alles gehört haben?!

Sie verstand überhaupt nichts mehr und handelte ohne zu überlegen.

Sie lief den steilen, steinigen Pfad hinab, wie von Furien gehetzt, stolperte, schlug schwer zu Boden und raffte sich wieder auf, ohne auf die Schmerzen zu achten.

Hier vorn war der Nebel nicht so dicht, Margie konnte besser sehen. Noch ein paar Schritte – dann erreichte sie die Stelle, wo Imre auf sie wartete.

Noch immer war nichts zu sehen von ihm, noch immer zeigte er keine Reaktion!

Er hatte sie in eine Falle geführt! Das Ganze war ein abgekartetes Spiel. Anders konnte sie sich das Geschehen nicht mehr erklären.

Da hörte sie das Pferd wiehern. Laut und qualvoll schallte es durch die Nacht.

Dann ratterten die Räder, ein dumpfer Schlag…

Die Engländerin bog um die Ecke.

Nur wenige Schritte von ihr entfernt spielten sich die Ereignisse ab.

Noch mal aufwiehernd stieg der Fuchs steil empor und schlug mit den Vorderläufen wild um sich. Seine Mähne stand aufrecht, und die Augen des Tieres flackerten in hochgradiger Furcht.

Wie ein lästiges Anhängsel wurde der altmodische Karren herumgewirbelt und knallte zum zweiten Mal gegen die nahe Felswand. Funken sprühten, als eins der eisenbeschlagenen Räder mit dem Stein in Berührung kam.

Das Tier war wie von Sinnen. Es wurde bedroht, aber diese Bedrohung wurde nicht ersichtlich.

Es stürzte in wildem Galopp davon, den leeren Karren hinter sich herziehend, der über Stock und Stein hoppelte.

Ein kreischendes Geräusch! Dann ein Bersten… Margie Torndon sah, wie das Außenrad gegen einen vorspringenden Felsen krachte und abgerissen wurde.

Es rollte durch den eigenen Schwung eine Zeit neben dem Gefährt, das nur noch einrädrig war und scheppernd von dem Gaul in die Tiefe gezerrt wurde.

Kein Mensch saß auf dem Bock, kein Mensch im Karren!

Wo war Imre?

Da sah sie ihn…

Es schien, als würde Margie Torndon die Kehle zugedrückt, so heftig war ihr Erschrecken.

Nur wenige Schritte von ihr entfernt lag er auf dem Boden.

Die Engländerin wankte der Stelle entgegen.

»Imre?« hörte Margie sich flüstern. Sie war kreideweiß.

Der Ungar lag in verkrümmter Haltung mitten auf dem Weg. Es war ihm etwas zugestoßen, deshalb hatte er auf die Entwicklung weiter oben in der Nähe des Nebels nicht reagiert. Es war keine böse Absicht gewesen, er war daran gehindert worden.

Warum und von *wem?*

Etwa von der gleichen Kraft, die auch Harry Sullivan und John Bakers festhielt? Dann war die Geschichte Imres über seinen Freund Varkas doch nicht aus den Fingern gesogen!

Eine Gänsehaut kroch über Margies Körper.

Wirre Gedanken durcheilten ihr Hirn in wahnsinniger Geschwindigkeit.

Sie entdeckte Widersprüche, während sie sich noch zu dem reglos liegenden Mann hinabbeugte, um festzustellen, ob er tot oder bewußtlos war.

Imre war tot! Seine Augen waren weit geöffnet, ebenso sein Mund. Man hatte den Mann aus Drowna erwürgt…

*

Wer konnte es gewesen sein?

Imre hatte sich getäuscht!

Die Gefahr, die er in den milchigen, rätselhaft glühenden Nebel hineininterpretiert hatte, existierte auch außerhalb! Das bedeutete, daß sie aufs höchste gefährdet war, wenn sie sich noch länger hier aufhielt…

Der Gedanke und das Geschehen erfolgten gleichzeitig.

Margie Torndons Nackenhaare sträubten sich, und ein Aufschrei verließ ihre Kehle, als sie plötzlich von zwei starken Händen festgehalten und herumgezogen wurde…

*

Jim, der Guuf, blieb kühl und gelassen, als seine Reise ein vorläufiges Ende nahm.

Er fühlte plötzlich wieder festen Boden unter den Füßen.

Jim war auf alles vorbereitet, auch auf Flucht, wenn sich seine Mission so und nicht anders lebend beenden ließ.

Was ihn erwartete – wußte niemand. Auch Ak Nafuur, der diesen Weg in die Dimension des Grauens aufgezeigt hatte, war nicht imstande gewesen, Näheres anzugeben.

Die Situation war voller Überraschungen und jederzeit für eine Merkwürdigkeit gut.

Die erste Überraschung erlebte Jim, als das ihn umfließende Licht erlosch und er seine neue Umgebung sah.

Sofort kamen ihm Zweifel, ob er sich noch auf der Erde der dritten Dimension befand – oder in einer anderen angekommen war, aus der er nicht mehr nur mit einem konzentrierten Gedanken seinen Körper nach Marlos zurückversetzen konnte, wenn es brenzlig wurde.

Die Atmosphäre war diesig und lag im Habdunkeln.

Es war ein bläulich-violetter Schimmer, der alles durchsetzte. Eine direkte Lichtquelle war nicht auszumachen.

Jim kam sich vor wie in einem düsteren, unter der Erde liegenden Labyrinth. Wenn sein Richtungssinn funktioniert hatte, dann war er mit seinen nebelartigen Begleitern auch in die Tiefe geschwebt.

Doch wenn es um Dämonen, Spuk und Elementargeister ging, wenn die Mächte der Finsternis irgendwo in einer Form in Erscheinung traten, mußte man mit logischen Gedankengängen und Schlüssen sehr vorsichtig sein. Auch das wußte Jim…

Er befand sich in einer riesigen Halle, der etwas von einer bedrohlichen, unheimlichen Tempelstätte anhaftete.

Gewaltige Säulen stützten die ferne Decke. Die Säulen waren so dick, daß sie Ein- und Ausgänge aufwiesen, daß Treppen zu ihnen führten. In jeder Säule befanden sich mehrere dunkle, torbogenähnliche Einschnitte, die groß genug waren, daß ein Riese durch sie schreiten konnte. Von den so gestalteten Säulen aus konnte man praktisch aus allen Himmelsrichtungen in den Tempel kommen und ihn – so hoffte Jim jedenfalls – aus jeder Himmelsrichtung auch wieder verlassen.

»Wir sind da«, sagte die Gestalt neben ihm.

Er konnte sie besser wahrnehmen als vorhin. Und er stellte fest, daß sein erster Eindruck falsch gewesen war.

Das war keine amorphe Nebelgestalt – sie war körperlich. Zumindest hier, in dieser Umgebung. Die Form war kompakter, sah aus wie ein verblaßter Schatten, und der Kugelkopf spürte ganz deutlich die Körperbewegungen neben sich.

»Hier sind wir zu Hause – hier wird auch das deine sein, wenn du bei uns bleiben willst…«

In der Stimme des geisterhaften Geschöpfes schwang etwas Lauerndes mit, das es sich nicht zu unterdrücken bemühte. Vielleicht war es dazu auch nicht imstande.

Jim hielt sich vor Augen, daß er es mit einer Macht des Bösen zu tun hatte. Sie wollten etwas von ihm, erwarteten etwas, und er mußte herausfinden, was es war, ehe er seine Netze spinnen konnte.

»Ich gehöre zu euch – warum sollte ich da nicht bleiben?« nahm Jim den Faden auf, diplomatisch die Andeutungen nutzend, die ihm bisher gemacht worden waren.

Obwohl mit seinem Auftauchen in dieser Region eine ganze Menge Fragen aufgeworfen wurden, stellte man ihm keine.

Er war ein Guuf. Das allein schien zu genügen. Man akzeptierte ihn.

Es wurde als selbstverständlich hingenommen, daß er hier auftauchte…

Jim horchte in sein Unterbewußtsein. Tief in seiner Erinnerung regte sich was. Es war eine vererbte Botschaft, der er sich unendlich schwach entsann.

Die Guuf kamen aus der Ferne… ihr Kontakt zu geistigen Wesenheiten und Dämonen war schon sehr früh zustande gekommen. Die Guuf waren – wahrscheinlich spielte ihr Aussehen da mit eine Rolle – ein auserwähltes Volk der Dämonengöttin Rha-Ta-N’my.

Dämonen und Geister wirkten oft unabhängig und verschieden voneinander.

Diese Elementar-Geister hatten eine besondere Affinität zu den Guuf. Elementar-Geister – gleich auf welcher Welt im Universum sie auch vorkamen, in welcher der zahlreichen Dimensionen sie Fuß gefaßt hatten – konnten ihre Macht durch die Anwesenheit eines Guuf vervielfältigen!

Das fiel ihm plötzlich ein und war im ersten Moment eine schwache Ahnung, verstärkte sich dann aber zu ungeheuerlicher Gewißheit.

Er konnte sich sein Wissen nicht erklären, es war einfach vorhanden – und er nahm es hin.

Wahrscheinlich hatte er in diese extreme Situation – mit der andere Angehörige der Guuf-Rasse in früheren Zeiten mehr und intensiver konfrontiert worden waren – erst geraten müssen, damit sein ›Guuf-Gedächtnis‹ ansprang…

»Mit dir werden wir ihre Macht vergrößern. Und dann wird nicht mehr nur ein Teilbereich uns gehören, sondern die ganze Welt. Sie ist an uns herangetreten.«

Die Worte klangen dumpf und arrogant.

Jim ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. Er wußte sofort, wer mit diesen Worten gemeint war.

Apokalypta, die ›ewige Unheilbringerin‹!

Ak Nafuurs Überlegungen stimmten wie die Faust aufs Auge.

Nun hieß es, um so behutsamer vorzugehen, um nichts verkehrt zu machen.

Er horchte in sich hinein, achtete auf intuitive Stimmungen, Überlegungen und Gefühle und hoffte, daß er sich weise und klug verhielt und weitere Einflüsse aus der ererbten Erinnerung ihn leiteten…

»Auch ich bin für eine Vergrößerung der Macht«, sagte er nickend, während er sich weiterhin aufmerksam umsah, um sich einen nach Möglichkeit lückenlosen Eindruck seiner Umgebung zu verschaffen. Er

mußte Björn berichten. Der Herr von Marlos mußte über den Verlauf der Aktionen informiert sein, um sie in seinen Plänen zu berücksichtigen, die die Zerstörung jeglichen Machtstrebens aus dem Reich der Finsternis zum Ziel hatte. »Es fragt sich allerdings, wem diese Macht gilt – uns oder ihr…«

Mehrere Gestalten durchquerten das rätselhafte Labyrinth.

Es handelte sich um jene Nebel-Schatten, die sich lautlos bewegten.

Aber nicht nur sie waren anwesend.

Durch die Eingänge kamen auch andere Geister.

Keine Elementar-Geister, sondern Dämonen! Sie schienen hier in diesem rätselhaften Tempel jederzeit ein- und ausgehen zu können!

Jim sah echsenhafte Geschöpfe, die aufrecht auf zwei Beinen liefen wie Menschen. Um ihre Taille waren Gürtel geschlungen, in denen furchteinflößende Waffen steckten.

Jim sah haarige Wesen, die auf vier Beinen gingen, Spinnenbeine hatten und Tier- und Menschenschädel aufwiesen. Auch diese Geschöpfe des Grauens – bewaffnet. Mit großen Dolchen und Messern, Henkersbeilen. Ein gedrungener Gnom mit einem übergroßen Kopf und Teufelshörnern trug eine Streitaxt über der rechten Schulter und tauchte irgendwo in die weitläufige Finsternis. Ihm folgten mit ihren Saugnapf-Füßen lurchähnliche Wesen, aus deren Köpfen lange Fühler ragten, die sich in ständig zitternder Bewegung befanden.

Kein Dämon achtete auf den Guuf.

Dadurch, daß Jim seine Aufmerksamkeit diesen Gestalten zuwandte, sah er auch die Veränderung, die in diesem Moment mit den Säulen vorging. Das Ereignis wurde auch akustisch bereichert.

Mit einem klageähnlichen Laut schoben sich spitze Auswüchse aus dem stumpfen, im Halbdunkeln liegenden Mauerwerk hervor.

Im ersten Augenblick war nicht genau zu erkennen, um was es sich handelte. Es sah aus, als würden sich die spitz nach oben zulaufenden Säulen zu gewaltigen, titanenhaften Speeren entwickeln, die mit Widerhaken versehen waren. Dann aber erkannte er es genau.

Es waren kahle, der Farbe des Gemäuers angepaßte Vogelschädel, von denen jeder mindestens einen Durchmesser von eineinhalb Metern hatte!

Die wuchtigen Schädel neigten sich herab, und es sah aus, als würden sie die Vorübergehenden damit begrüßen.

Das Symbol des Vogels und des Todes! Beides stand für Rha-Ta-N'my…

Hier ging etwas vor!

Offenbar waren die Vorbereitungen zum Zusammenschluß der einzelnen Dämonen-Stämme in vollem Gang.

Kam er zu spät?

Jim setzte alles auf eine Karte.

»Wenn Machtvergrößerung, dann nur zu unserem Nutzen«, bekräftigte er, und er sagte es so, als hätte er das Recht, über die Familie der Elementar-Geister zu bestimmen. »Wenn einer zu mächtig ist, wird er den anderen unterdrücken. Für Rha-Ta-N'my – aber nicht für jene, die sein wollen wie sie…«

Durch die Reihen derer, die ihn umstanden, ging eine Bewegung, als würde ein sanfter Windhauch ein Ährenfeld streifen.

»Er ist ein Guuf«, murmelte einer. »Er hat recht… wir sollten auf der Hut sein…«

Die Schattenreflexe auf dem Nebelgesicht des einen wurden intensiver. Die dunklen Stellen in dem verblaßten Schatten sahen aus wie Mund und Augen. »Wir sind Geister der Elemente – wir sind stark. In der Gemeinschaft mit den anderen sind wir noch stärker. Aber wir verlieren gleichzeitig einen Teil unserer eigenen Macht…«

»Vielleicht ist es gut, daß der Guuf gerade zu diesem Zeitpunkt hierher kommt«, meinte ein Dritter. »Wir gewinnen Zeit – durch ihn.«

»Ganz bestimmt«, bestätigte Jim. »Ich bin deshalb gekommen, um euch zu warnen. Ich habe von ihrer wahren Absicht erfahren… Sie strebt nach der absoluten Herrschaft. Nach dem Versagen Molochos', des Dämonenfürsten, den Rha-Ta-N'my mit besonderen Vollmachten für die Welt der Menschen ausgestattet hatte, will Apokalypta diese Stellung erringen. Sie ist auf dem besten Weg dazu, sich eurer Macht zu bedienen. Aber im Endeffekt geht ihr leer aus. Euer Reich – wird sie nicht vergrößern. Sie wird jenen, die dem Dämonendasein entsprechen und die nicht im Reich der Geister zu Hause sind, den Vorrang einräumen. Seht euch um und ihr entdeckt diejenigen, die eure Macht untergraben werden… Die Dämonen sind bereits hier!«

»Sie bereiten den ersten Vorstoß vor«, erfuhr er.

»Was für einen Vorstoß?«

»Er betriff den Todfeind Apokalyptas.«

Der Nebel-Schatten sprach von Björn Hellmark.

»Ihr Todfeind braucht nicht der unsrige zu sein«, warf Jim vorsichtig ein.

»Er ist es aber. Er hat der Welt der Geister und der Finsternis den Tod geschworen. Wir zählen dazu – wir müssen ihm entgegentreten«, ließ sich ein Elementar-Geist vernehmen.

Jim bestätigte dies. »Aber in unserem Sinn. Wenn ihr die Herren eurer Welt bleiben und nicht den Launen der niedrigen Dämonen unterworfen sein wollt, dann geht nicht auf den Plan ein. Ohne euch – kann Apokalypta das, was sie im Schild führt, nicht durchsetzen. Darin liegt eure Stärke. Bedenkt es, und ich werde euch helfen, sie zu bewahren. Wir bestimmen den Ablauf – nicht die anderen. Wir gehören an die Spitze, denn ist es nicht so, daß Apokalypta ohne eure

Mithilfe den Vorstoß nicht unternehmen kann?«

Jim, der Kugelkopf, sah sich stolz um.

Es war eigenartig. Er empfand selbst, daß er seine Rolle besser beherrschte, als er es sich in seinen kühnsten Vorstellungen hätte träumen lassen.

Das war das Geheimnis seiner Herkunft.

Irgendwann – das hatte sich schon in anderen Situationen gezeigt – würde er sich an Dinge erinnern, die er nicht selbst erlebt hatte und die er doch wußte. Eine Art Kollektivbewußtsein, das stärker in ihm erwachte und ihn instinktiv das Richtige tun ließ, verband ihn mit der Rasse, von der er einen Teil in sich trug…

»Sie will den Krieg, den Krieg der Dämonen gegen den Menschen, der ihr im Weg steht…«, fuhr der Guuf fort. »Auch ich will diesen Krieg, aber ich bin auch für den Krieg unter den Dämonen, wenn er uns den größeren Nutzen bringt und wir es sein werden, die den Todfeind dann in die Falle locken… Und nun zeigt mir, was inzwischen vorbereitet wurde, damit wir die Kraft in Bewegung setzen können…«

Und wieder war er erstaunt, daß er gerade den Ausdruck ›Kraft‹ benutzte. Irgend etwas verband er damit – er wußte allerdings nicht was…

*

Sie fuhren umgehend zu dem Apartmenthaus, in dem Professor Harrison seine Wohnung hatte.

In New York begann es Tag zu werden.

Mit Hilfe seines Doppelkörpers wäre es Björn Hellmark ein Leichtes gewesen, den Weg zu Harrisons Wohnung in Gedankenschnelle zurückzulegen.

Aber Captain Muller sollte nicht von den besonderen Fähigkeiten seines Begleiters erfahren.

Für ihn war der Mann an seiner Seite ein Normalsterblicher…

»Na, sehen Sie«, sagte der Captain, als sie vor der Wohnungstür standen. Er deutete auf das unversehrte Siegel. »Alles okay. Da ist keiner ’raus- und ’reingekommen, Mister Hellmark…«

»Geister, Captain, können auch durch verschlossene Türen und sogar durch Wände gehen… Professor Harrison ist verschwunden – und mit ihm dreizehn weitere angesehene New Yorker Bürger. Ohne ein Wort über sein rätselhaftes Verschwinden zu sagen, erscheint er einem Freund, übermittelt ihm eine Botschaft und taucht wieder unter. Der Freund wird wenige Minuten nach dieser Begegnung getötet. Ob durch einen Unfall oder durch Absicht – das herauszufinden ist Ihre Sache. Ein bißchen viel Merkwürdiges, was da

zusammenkommt, finden Sie nicht auch?«

Der Merkwürdigkeiten wurden noch mehr, nachdem Muller das Siegel entfernt und die Türe geöffnet hatte.

Wie vor einer unsichtbaren Wand prallte er zurück.

Er wollte etwas sagen, doch seine Stimme versagte ihm den Dienst.

Die Wohnung sah aus, als hätte eine Explosion stattgefunden. Die Tapeten waren von der Wand gefetzt, sämtliche Bilder zerschlagen, die Möbel zertrümmert.

»Was… ist denn hier passiert?« stöhnte Muller, während er hinter Macabros über den Schutt stieg.

Sie konnten beide nicht fassen, was sie zu sehen bekamen. Nichts mehr in Harrisons Wohnung war heil.

Selbst seine Bücher und Aufzeichnungen waren zerfetzt, die dicken Teppiche in Wohn- und Arbeitszimmer durchgerissen.

»Da war rohe Gewalt am Werk«, murmelte Macabros nicht minder verwirrt. »Gewalt, wie sie von der Kraft eines einzelnen Menschen nicht kommen kann… das, Captain, war etwas anderes…«

*

Sie horchten in der Nachbarschaft nach.

Keiner hatte etwas Verdächtiges gehört oder gesehen.

Für Captain Muller war dies alles eine neue Erfahrung.

»Ich kann nicht verstehen, daß niemand etwas in der angrenzenden Wohnung hört, wenn hier mit Gewalt ein schwerer Bücherschrank zu Kleinholz verarbeitet wird…«

Alle Vorgänge in New York wurden gleichzeitig Bewußtseinsinhalt des Mannes, der Tausende von Meilen entfernt in nebliger Nacht auf verdächtige Geräusche aus der Tiefe der geheimnisvollen Schächte lauschte, wo Jim in einem von ihnen verschwunden war.

Was Macabros erlebte, wurde von Björn Hellmark in allen Einzelheiten registriert.

Die Zerstörung von Harrisons Apartment stellte sie vor ein neues Problem und warf weitere Fragen auf.

»Irgend jemand«, sagte Muller und gähnte. »Irgend jemand – hat einen Anschlag auf mich vor. Ich kann nicht mehr denken, Mister Hellmark, tut mir leid…, ich bin todmüde. Ich glaub', ich fahr', sobald der Spurensicherungsdienst hier seine Arbeit abgeschlossen hat, nach Hause. Wie konnte so etwas passieren? Die Tür ist versiegelt, die Fenster liegen in der siebten Etage, und kein Mensch hat sie geöffnet… bleibt fast nur… was Sie sagten… aber das paßt nicht in mein Weltbild…«

»Weltbilder muß man manchmal umkrempeln, Captain… das geht uns allen mehr oder weniger so.«

Muller war in der Tat schockiert. Das Ergebnis der Untersuchung vergrößerte das Rätsel. Niemand hatte die Möglichkeit gehabt, in die Wohnung einzudringen und dieses Chaos anzurichten. Und doch war es passiert!

Die Fahndung lief auf Hochtouren, jede Einzelheit wurde kriminalistisch ausgewertet, um dem unheimlichen Auslöser der Ereignisse auf die Spur zu kommen.

Als Macabros sich von Muller verabschiedete, war ihm längst klar geworden, daß kriminalistische Knochenarbeit allein nicht ausreichte, das Geheimnis zu lösen.

Man mußte ein neues Ereignis abwarten. Vielleicht ein weiteres Auftauchen des Professors, der durch die Dimensionen zu irren schien, auf der Suche nach seinem Zuhause und einem Mann namens Björn Hellmark, den er nie gesehen hatte. Auf welche Weise er von ihm erfahren hatte, war auch Björn ein Rätsel…

Wenn Harrison noch mal auftauchte, würde er vielleicht auch wissen, was mit Richard Patrick und den anderen passiert war.

Als Macabros hinter der nächsten Straßenecke verschwand, aufgelöst von Björn Hellmark, da fragte der sich, ob die gleiche Kraft, die in Professor Harrisons Zuhause wirksam geworden war – vielleicht auch ihn anfiel, als er sich in der Geister-Höhle aufhielt, um die elfte Botschaft Ak Nafuurs zu öffnen?

Die Rätsel nahmen kein Ende. Seine Aufmerksamkeit wurde neu erregt, als er plötzlich eine Gestalt auf dem diesigen Plateau auftauchen sah, ein Mann, der wie ein Schlafwandler aus dem milchigen Nebel trat und sich den mysteriösen Bodenöffnungen näherte…

*

Sie konnte nur einmal schreien. Dann versagte ihre Stimme.

Margie Torndon war ein einziges, zitterndes Bündel. Angst und Grauen schnürten ihr die Kehle zu.

Sie blickte an sich hinab und sah die großen, mit Beulen und Narben überwucherten Hände. Der Zugriff war so stark, daß sie die einzelnen Finger durch den dicken Mantelstoff spürte und das Gefühl hatte, die scharfen, grünlich schimmernden Fingernägel würden sich in ihre Haut bohren.

Das waren keine Menschenhände – das waren die Klauen eines Monsters!

Sie konnte sich nicht umwenden, um ihren Widersacher anzusehen.

Vor ihr im Schatten zwischen den Felsen bewegte sich etwas.

Sie sah große Augen, die wie Kohlen glühten. Der Schädel war

massig und ausladend. Im ersten Moment dachte sie an einen riesigen Gaul. Denn jemand saß rittlings auf dem Reittier.

Es war zwar ein Reittier – aber was für eins!

Der Kopf war der einer Echse, schuppig, mit breitem, geiferndem Maul und langem Hals. Dahinter kam ein tonnenförmiger Leib, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eines Pferds hatte.

Das eigenwillige, gespenstische Reittier wurde geritten von einer Frau, deren langes, schwarzes Haar ein Gesicht umrahmte, das von überirdischer Schönheit war.

Die Frau saß in herrischer Pose auf ihrem Echsenpferd und hielt die Zügel mit lockerer Hand.

Die Reiterin war ganz in eine mattschimmernde Stahlrüstung gekleidet, die noch eine Besonderheit aufwies.

Die Stahlrüstung war mit Flügeln versehen, die auf dem Rücken zusammengefaltet waren.

Und als Reittier und Reiterin vollends aus dem Schatten zwischen den Felsen getreten waren, da sah sie, daß das Echsenpferd ebenfalls Flügel hatte, die leicht angewinkelt an seinem wuchtigen Leib lagen. Die Flügel sahen aus wie die lederartigen Schwingen einer Fledermaus.

»Wer… bist… du?« hörte Margie Torndon sich mechanisch sprechen.

Ihr Herz klopfte wie wahnsinnig. Sie zitterte am ganzen Leib wie Espenlaub und fürchtete sich davor, der Nervenanspannung nicht mehr gewachsen zu sein und jeden Augenblick den Verstand zu verlieren.

Dies war mehr, als ein Mensch vertrug.

»Ich bin Apokalypta«, sagte die Berittene mit kühler, klirrender Stimme.

»A-p-o-k-a-l-y-p-t-a?« echote Margie. Der seltsame Begriff sagte ihr nichts.

»Die ›ewige Unheilbringerin‹. Ich bringe Angst und Pest, Tod und Verderben, Grauen und Wahnsinn… Es ist dein Pech, daß du zu einem Zeitpunkt hier aufgetaucht bist, wo sich große Entscheidungen anbahnen. Nimm sie mit, Lordhs… ich nehme an, wir können sie gut gebrauchen. Derjenige, den wir in die Falle zu locken gedenken, wird alles versuchen, unschuldige Opfer herauszuhalten. Als Geisel können wir sie gut gebrauchen…«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, gab sie ihrem ›Pferd‹ die Sporen. Und da geschah etwas Eigenartiges…

Das massige Tier mit dem Echsenoberkörper spreizte die Flügel, erhob sich und schwang sich mit bemerkenswerter Leichtigkeit in die Lüfte.

Margie Torndons Unterkiefer klappten herab. Mit fiebrig

glänzenden Augen starrte sie dem fliegenden Tier nach. Mitsamt seiner Reiterin verschwand es in dem milchigen Nebel.

Da wurde für einen Moment der Griff lockerer.

Margie Torndon handelte, ohne zu überlegen.

Sie wollte weg aus diesem Grauen, nach Hause, wollte Hilfe holen, endlich wieder unter Menschen sein, die normal waren und sich normal unterhielten…

Ruckartig warf sie sich nach vorn.

Ihre Freiheit währte noch keine drei Sekunden.

Da stießen die Klauenhände erneut nach vorn und rissen sie herum.

Lordhs… jetzt sah sie ihn.

Er war zwei Meter groß, war ein Monster aus Gigantopolis, der Alptraumstadt Apokalyptas!

Nur einen Moment sah Margie Torndon das schreckeinflößende Antlitz, die feurig glühenden Augen, die furchtbaren Zähne, die sie an gekrümmte Dolche erinnerten.

Da sackte sie in die Arme des Ungetüms, und eine wohltuende Ohnmacht umfing sie.

Die Engländerin merkte nicht mehr, daß auch sie in den geisterhaften Nebel getragen wurde…

*

Sie führten ihn durch den rätselhaften Labyrinth-Tempel.

Im Halbdunkeln tauchten immer wieder furchterregende Gestalten auf. Es waren alles rangniedere Dämonen, die mit Dolch, Schwert, Morgenstern oder Streitäxten bewaffnet waren und an Darstellungen auf Bildern aus dem finsteren Mittelalter erinnerten.

Diese dämonischen Geschöpfe verfügten nicht über magische Gaben. Sie waren reine Kämpfer, mordgierig, böse und menschenfeindlich.

Aber Menschen waren nicht hier. In ihm, dem Guuf, erblickten sie jedenfalls keinen. Aber im Herzen war Jim ein Mensch, bereit, ihnen zu helfen.

Das Tempel-Zentrum lag etwa fünfzig Schritte von dem Turm entfernt, aus dem sie getreten waren. Während des Weges zu einem Ziel, das er noch nicht kannte, fiel ihm auf, daß das Licht nach einigen Schritten immer wieder einen anderen Eindruck auf ihn machte, daß es mal düsterer, mal heller wirkte, als wäre die Atmosphäre schattenhaft durchsetzt. Woran das lag, konnte er sich nicht erklären, aber er nahm sich vor, Björn auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, sobald er die Gelegenheit dazu bekam.

Und dann kam der Punkt, den ihm seine Begleiter zeigen wollten.

Wieder diese ruckartige Veränderung im Halbdunkeln. Einen Moment hatte Jim das Gefühl, als würde er eine unsichtbare Grenze in eine andere Welt überschreiten.

Dann sah er etwas, das ihm den Atem raubte.

Er war von dem Bild, das er zu sehen bekam, so betroffen, daß er eine Zehntel-Sekunde seine Gelassenheit und zur Schau gestellte Ruhe verlor.

Vor ihm – groß wie ein Einfamilienhaus – lag ein riesiger, ungeschliffener Stein, der eine krankhafte, rötlich-blaue Farbe hatte. Die Form dieses gigantischen Objekts aber erinnerte Jim sofort an – ein Auge des Schwarzen Manja!

Nur war dieses hier vieltausendmal größer, und es flackerte pulsierend, als würde es atmen wie ein lebendiges Wesen!

*

Jim riß sich sofort wieder zusammen.

Er durfte sich seine Überraschung, sein Erstaunen nicht anmerken lassen. Seine Begleiter, die ihm soviel bedeuteten und die er gegen Apokalypta in Rage bringen mußte, durften nicht mißtrauisch werden.

Sein Herz schlug bis zum Hals. Fragen stürmten auf ihn ein. Aber er durfte keine stellen.

Er hatte noch eine andere Möglichkeit – das Kramen in seinem Bewußtsein, die Hoffnung, daß ihm auch etwas zu diesem Riesen-Manjaauge einfiel!

Aber dies war nicht der Fall.

Das haushohe Gebilde war porös. Er sah, wie einige der anwesenden Dämonen verschwanden. Große Löcher waren darin wie in einem verfremdeten Schweizer Käse.

Wie kam das Giganten-Auge hierher und welchen Sinn erfüllte es?

Er hätte etwas darum gegeben, wenn er sich mit Björn Hellmark hätte absprechen können.

Doch die Umstände gaben ihm nicht die Gelegenheit, sich unbegrenzt abzusetzen.

Über dem Riesengebilde sammelten sich bläulich-rotes Licht. Es sah aus wie ein dichtgewebtes Netz, in dem sich der pulsierende Schein fing.

Wie ein Herz, schoß es Jim plötzlich durch den Kopf. Es sieht aus wie ein Herz, das schlägt… Das Giganten-Auge war zweifellos das Zentrum dieses verwirrenden Heiligtums der Elementar-Geister. Und nicht nur deren Zentrum. Auch das der dämonischen Geschöpfe, die sich hier frei bewegten, und deren Anzahl ihn erschreckte.

Jim stand in dem bläulich-roten Lichtkreis. Die Haut des Guuf verfärbte sich.

Er blickte nach oben. Da mußte etwas sein.

Irgendwie wurde er durch das guufsche Kollektivbewußtsein an etwas erinnert. Das Zentrum der ›Heiligkeit der Elementar-Geister‹ kam ihm irgendwie verändert vor.

An der Decke mußten spiralförmig gedrehte Stalaktiten sein, hatte er plötzlich den Einfall.

Das Lichtnetz war zu dicht, offenbar wurden diese Gebilde, die er erwartete, davon überdeckt.

Das Manja-Auge war erst später hierher gekommen. Es war etwas absolut Böses, so widersprüchlich er dies auch empfand.

Manja-Augen vermittelten ursprünglich das Gute, versprachen Schutz und Geborgenheit. Sie stammten aus dem Körper jener seltsamen Vögel, die im fernen, versunkenen Xantilon einst als heilig galten. Als die siebenäugigen Flugtiere sich von dem Kontinent zurückzogen, begann auch das langsame Sterben einer großen, faszinierenden Kultur.

Doch mit dem Rückzug der Manjas von Xantilon begann auch deren Untergang, wenn er die Geschichte richtig interpretierte. Die Vögel gingen zugrunde, und die Augen versteinerten.

Versteinerte Manja-Augen hatte es jedoch schon vor dem Untergang der Insel gegeben, nämlich Exemplare von jenen Tieren, die bereits nach einem etwa siebenhundert Jahre währenden Leben gestorben waren.

Manja-Augen spielten in der Weißen Magie Xantilons eine große Rolle.

Aber auch in der Schwarzen Magie hatte sie offensichtlich Anwendung gefunden, und dieses aufgeblähte, kränklich wirkende Riesenauge war ein untrügliches Zeichen dafür, daß es irgendwann irgendwem gelungen war, die Kräfte umzupolen.

Das war nicht der erste Fall! Jim mußte an jenes Auge denken, von dem er durch Björn Hellmark erfahren hatte und das dieser in der Welt Dwylup ziemlich am Anfang seiner Suche nach den kostbaren Augen entdeckt hatte. Jenes Exemplar war in einem dem Molochos geweihten Tempel dem Bösen hörig – und dieses Auge war wieder in seine ursprüngliche Kraft gelenkt worden, nachdem Hellmark es dort erobert hatte.

»Das Manja-Auge gehört nicht hierher«, sagte Jim plötzlich, als er instinktiv spürte, daß man eine Stellungnahme von ihm erwartete. Und wieder ließ er sich von seinem Gefühl leiten. »Es schränkt bereits eure Fähigkeiten ein und leitet sie den anderen zu.«

Er wollte noch etwas sagen, als er auf etwas aufmerksam wurde, das er ebenfalls nicht erwartet hatte.

Er sah, wie zwei Dämonen und ein Gnom einen gefesselten, apathisch wirkenden Menschen mit sich zerrten, um in einem der

Zugänge des pulsierenden Gigantengebilde zu verschwinden. Der Mann war dunkelhaarig, groß und etwa vierzig Jahre alt.

»Warum ist er hier – und wie kommt er hierher?« fragte Jim rauh.

»Wir haben ihn beobachtet. Er hält sich zu einem Zeitpunkt hier auf, wo große Dinge ihren Anfang nehmen«, sagte plötzlich eine Stimme hinter ihm. Sie klang scharf und schneidend. Es war die Stimme einer Frau.

Mit leisem Fauchen warf sich Guuf herum.

Seine runden Augen wurden noch größer.

»Apokalypta!« entfuhr es ihm.

Lautlos war sie aus der Tiefe des labyrinthischen Tempels auf ihrem Flugtier herangeschwebt. Mit hocherhobenem Kopf saß sie auf dem Sattel und blickte auf den jungen Guuf.

Ein leises, gefährliches Lachen entrann ihrer Kehle.

»Ja, ich bin's. Erstaunlich, wie schnell du mich erkannt hast! Und doch zu spät! Du bist gekommen, um meine Pläne zunichte zu machen. Ich muß dir sagen, daß ich gekommen bin, um die deinen zu zerstören. Jeder, der in dieser Stunde hier ist, während ich mich aufhalte, und der nicht zu uns gehört, hat sein Leben verwirkt.«

Jims Gedanken rasten. Irgendwann hatte er einen Fehler begangen!

»Hört nicht auf sie!« stieß er hervor und wandte sich an die Elementar-Geister, die die Nebel-Region beherrschten, die dafür verantwortlich zu machen waren, welche Wetterverhältnisse herrschten, die bergwandernde Menschen plötzlich anfielen, Wind und Wetter beeinflußten und böswillig Situationen heraufbeschworen, die Unschuldige in Gefahr brachte. »Sie will alles beherrschen – auch euch! Stellen wir uns ihr gemeinsam entgegen. Fegt sie hinweg! Laßt einen Orkan entstehen und blast sie in die tiefsten Tiefen einer anderen Dimension! Kämpft gegen die Dämonen und erklärt ihnen den Krieg, damit ihr nicht aufgezehrt werdet von ihnen!«

Was er tat, geschah wieder ganz automatisch.

Er streckte beide Hände aus, als suche er einen Halt. Er aber wollte die Elementar-Geister nur berühren.

Er spürte den Kontakt. Jim meinte, in Watte zu greifen.

Seine Aktivität löste eine Art Kettenreaktion aus.

Die Schattenarme der Nebelgestalten, die an seiner Seite standen, ruckten automatisch in die Höhe.

Diese Reaktion setzte sich fort bis zum letzten erreichbaren Elementargeist. Einen Moment fühlte Jim eine Affinität zum Kollektiv der Elementar-Geister. Sie konnten sich durch ihn aufladen, konnten die elementarbeeinflussenden Fähigkeiten um ein Vielfaches steigern.

Er vernahm ein beängstigendes Brausen in sich, das aus der Ferne kam, anschwoll wie ein Sturm und so stark in ihm wurde, daß er

meinte, im Zentrum dieses Sturmes zu stehen.

Das war es!

Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

Ein Guuf hatte die Fähigkeit, Elementar-Geister für sich wirken und handeln zu lassen. Sie zogen daraus einen Kraftstrom, der sie in die Lage versetzte, ihre Macht um ein Vielfaches zu vergrößern.

Doch da mußten beide mit einverstanden sein, nur dann konnte es zu dieser Verwandtschaft der Kraftströme kommen. Jim wirkte wie ein Katalysator, kam aber über das Versuchsstadium nicht hinaus.

Die geisterhaften Wesen an seiner Seite unterbrachen den Kontakt und rissen sich los.

Sie wichen vor ihm zurück, und Jim wußte, daß es für ihn keinen zweiten Versuch gab.

»Du bist ein Narr!« dröhnte Apokalyptas Stimme durch den Labyrinth-Tempel. »Hast du wirklich geglaubt, sie gegen mich aufwiegeln zu können? Deine Überlegungen waren richtig. Das wäre eine Chane gewesen. Krieg der Dämonen und Geister untereinander, das hätte von den Problemen, die euch gestellt sind, abgelenkt. Aber – ihr kommt zu spät! Die Entscheidung ist längst gefallen. Der Krieg ist in vollem Gang, Guuf. Es ist der Krieg der Dämonen gegen die Menschen. Und damit du siehst, wie weit unsere Vorbereitungen sind, wie tief wir bereits auch Marlos in das Verderben hineingezogen haben, werden wir die gern einiges zeigen. Packt ihn!«

*

Er hatte ausgespielt. Seine Mission war erkannt. Aber er wollte ihnen nicht einfach in die Hände fallen.

Er mußte Björn warnen!

Marlos…, scharf und konzentriert erfolgte sein Gedanke an das paradiesische Eiland, das unsichtbar zwischen Hawaii und den Galapagos lag.

Dorthin mußte er sich versetzen.

Er sprang, wollte springen… seine Umgebung veränderte sich nicht.

Was war los?

Zeit, sich diese Frage zu beantworten, hatte er nicht.

Fest stand, daß er sich nicht von diesem Ort lösen konnte, nicht durch die von Marlos gesicherte Kraft der Teleportation.

Er befand sich nicht mehr in der Welt, aus der er gekommen war und in der Björn Hellmark auf ihn wartete! Er mußte an die schattenhaften Abstufungen des Lichtes denken, durch die er auf seinem Weg durch den Tempel gewandert war.

Jede Abstufung – ein Schritt mehr in eine andersdimensionierte

Welt, in eine andere Zeit vielleicht, die von Hellmark über den Geist-Spiegel und auch durch den Teleportationssprung nicht erreicht werden konnte?

Er war nur auf Vermutungen angewiesen und mußte sich zur Wehr setzen. Er war allein auf sich gestellt und konnte auf Hilfe von außen in diesem Stadium der Ereignisse nicht mehr zählen.

Die Dämonen, denen Apokalypta befohlen hatte, Jim zu greifen, reagierten sofort.

Die Elementar-Geister, die das Spiel durchschaut hatten und offensichtlich von Anfang an von Apokalypta eingeweiht waren, kümmerten sich überhaupt nicht mehr um ihn und ließen ihn völlig unbeachtet stehen. Ihnen war gleich, was aus ihm wurde, Apokalypta leitete den Oberbefehl, sie hatte ihre dämonischen Soldaten hier zusammengezogen, um einen grausamen Plan zu verwirklichen. Einen Plan, den Jim nicht mal in Umrissen erkennen konnte.

Der Guuf hatte keine Chance gegen die Angreifer.

Zwei echsenhafte Wesen tauchten vor ihm auf und zückten ihre sichelartigen Dolche. Drei, vier furchteinflößende Gestalten, die ihn um Haupteslänge überragten, packten ihn.

Jim schlug um sich und wollte seine Haut so teuer wie möglich verkaufen.

Es gelang ihm, einem lurchartigen Dämon die Stiefelspitzen ins Gesicht zu treten, so daß der Getroffene mit lautem Quietschen zurückflog. Einen zweiten Dämon erwischte er mit einem Schlag in die Magengrube.

Dies waren rangniedere, nur auf Kampf und Widerstand eingeschworene Gestalten, die keine magischen Fähigkeiten besaßen. Apokalypta mußte sich etwas dabei gedacht haben, daß sie gerade diese Helfer eingeschleust hatte.

Jims Chancen waren von vornherein gleich Null. Gegen diese Übermacht kam er nicht an.

Er wurde zu Boden gerissen. Fünf, sechs unheimliche Gestalten bildeten sofort eine dichte Mauer um ihn, und einer setzte die Schwertspitze mitten auf seine Brust.

»Er könnte dich töten«, ließ sich Apokalypta vernehmen, die sich nun mit federndem Sprung vom Rücken ihres Reittiers löste. »Aber ich habe ihm nicht den Befehl gegeben. Keinem von ihnen – nicht zu diesem Zeitpunkt. Du sollst meinen Triumph noch mitbekommen, sollst erfahren, was passieren wird…«

Sie gab zwei kurze Befehle, und Jim wurde mit harter Hand vom Boden hochgerissen. Man hielt ihm die Hände auf den Rücken, und die gezückten Schwerter zu allen Seiten bildeten eine Gasse, durch die er geschubst wurde.

Apokalyptas Heer war umfangreich. Aus dem Halbdunkel traten sie

hervor, wurden immer mehr dämonische Günstlinge, die bereit waren, alles für die Herrscherin zu tun.

Jim atmete schnell.

Es war unvorstellbar, was sich da alles aus der Finsternis schob. Alle Tempel-Abteilungen waren besetzt. Apokalypta hatte ihr Heer bereits hier eingeschmuggelt und schien nur noch auf etwas Bestimmtes zu warten…

Jim wurde vor das Gigantenauge geführt, das kränklich flackerte.

Apokalypta, die dämonische Kriegsherrin, tauchte an der Seite des Guuf auf und überragte ihn um Haupteslänge. Ihre mattschimmernde Rüstung, durchsetzt mit schwarzen, knirschenden Lederstücken, rasselte leise. Das große Schwert baumelte an der Seite.

Vor dem Guuf und der Dämonin wichen die unheimlichen Krieger zurück und bildeten eine Gasse.

Die Nebel-Schatten, die Elementar-Geister hatten sich unter die anwesenden Gestalten gemischt. Sie gehörten dazu…, der Bund war besiegelt.

»Bringt ihn mit dem Auge in Verbindung«, befahl Apokalypta ihren Schergen. Die gehorchten.

Jim wurde herumgerissen, und er konnte nichts dagegen tun, daß man ihn mit Gewalt gegen den pulsierenden Stein preßte.

Wie ein Ruck ging es durch den Körper des jungen Guuf.

»Du hast mit hohem Einsatz gespielt und verloren«, höhnte die Frau mit dem schönen Gesicht und dem langen, schwarzen Haar, das bis zu ihren Hüften reichte. »In diesen Tempel habe ich das Auge bringen lassen – schon vor langer Zeit. Es war klein und unscheinbar, nicht größer als eine Faust, als ich es hier deponierte. Ich brauchte Zeit, um es wachsen zu lassen, um all die unheilbringenden Gedanken hier zu sammeln, die okkulte Riten, schwarze Magie und Verderbnis auf der Welt der Menschen erzeugen. Mit einem umgepolten Manja-Auge läßt sich manches machen, wenn man es geschickt anfängt. Nachdem es auf seine wahre Aufgabe eingestimmt worden war, begann die Mutation. Inzwischen ist die Veränderung so weit gediehen, daß die Schranken der Dimensionen, die dazwischen liegen, durch das Auge überwunden werden können. Dieses Auge blickt nach Marlos –, denn dort liegt sein anderer Pol. Beide haben sich miteinander verbunden, und mit Hilfe dieses gezüchteten Giganten wird es nur noch eine Frage der Zeit sein, bis meine Krieger dort Fuß fassen und die Bewohner Marlos’ töten können. Viele meiner Helfer werden dabei selbst den Tod finden, denn es wird leider nicht möglich sein, die Sphäre des anderen Denkens völlig zu beseitigen. Obwohl die Elementar-Geister massiv eingesetzt werden. Ohne sie wäre der Übergang kaum zu schaffen… es ist ein risikoreiches Unternehmen. Aber wir sind in der Überzahl, und so wird das Risiko weniger von uns

als von der anderen Seite getragen…«

Jim fühlte, wie ein Ruck durch seinen Körper ging.

Er meinte, mit elektrischem Strom in Verbindung gebracht zu werden.

Das Kribbeln lief durch seinen ganzen Körper. Der unselige, pulsierende Kraftstrom, der das veränderte Manja-Auge erfüllte, glitt in ihn ein und bestimmte den Rhythmus seines Atems, die Schlagfolge seines Herzens.

Und dann begann sein ganzer Körper zu glühen – im Schein des kränklichen Lichtes, das aus dem bösartig veränderten Manja-Auge drang…

*

Hellmark verhielt sich wie ein Schatten. Wer war der Fremde? Wie kam er hierher und was wollte er mitten in der Nacht in den unzugänglichen Karpaten?

Der Mann erreichte eine der inzwischen dunkel gewordenen Öffnung und sprang.

Etwas zog ihn in die Tiefe.

Björn Hellmark sah, daß er stürzte wie ein Stein.

Das war kein Schweben in die Tiefe, wie vorhin bei Jim! Da war das Licht vorhanden gewesen, das den Transport übernommen hatte…

Der Fremde sprang in den Tod, ohne daß er dies begriff!

Er hatte den Verstand verloren.

Für Björn gab es kein Zögern. Er wußte nicht, wie tief der Schacht führte, wann der Fremde aufschlug.

Er ließ Macabros entstehen.

Während er mit seinem Original-Körper am Schachtrand lag und in die Tiefe starrte, versetzte er seinen Doppelkörper in die Dunkelheit, schätzte in etwa die Fallgeschwindigkeit, und so kam es, daß Macabros fast auf der Höhe des Mannes ankam, der in die Bodenöffnung gesprungen war.

Macabros packte zu und legte die Arme um den in die Tiefe stürzenden Körper – dann verschwand er mit dem Fremden. Hellmarks Gedanken versetzten Macabros kurzerhand in die Tiefe des Schachtes.

Als der Zweitkörper dort materialisierte, war die akute Gefahr auch gleichzeitig für den Fremden gebannt.

Der Mann war schätzungsweise Mitte zwanzig, wirkte wie im Rausch und hatte überhaupt nicht mitbekommen, was passiert war.

Ringsum herrschte Halbdunkel.

Macabros sah torbogenähnliche Durchlässe, die nach allen Himmelsrichtungen führten.

Es war totenstill.

Dies war der Ort, an dem Jim mit den Elementar-Geistern verschwunden war.

Der Fremde stöhnte leise.

»Wer sind Sie?« fragte Macabros. »Warum sind Sie hierher gekommen?«

»Harry… ich muß Harry finden…«, sagte der Gefragte und wirkte abwesend und verwirrt. »Ich bin John… John Bakers… der Nebel, dieser schreckliche Nebel… etwas steckt in ihm…«

Macabros ließ den Sprecher keinen Moment unbeobachtet. Der Mann schien nicht zu wissen, wie er hierher kam. Etwas hatte ihn in diesen Zustand versetzt. Er hatte Erlebnisse, die ihn in den Wahnsinn trieben.

Dieser Ort schien damit zu tun zu haben.

»Ich muß fort… er muß doch irgendwo hier sein… vielleicht finden wir gemeinsam den Weg aus dem Nebel…«

Er achtete nicht mehr auf den Mann, der ihn auf wunderbare Weise vor dem Todessturz gerettet hatte.

Er lief zu einem Torbogen.

Macabros ließ ihn gewähren, folgte und sah sich in der fremdartigen Umgebung um.

Er sah das diffuse Halblicht, das den seltsamen Saal ausfüllte.

Der Turm, aus dem er trat, war gleichzeitig der Schacht, der in die Höhe führte.

Geräusche und pulsierendes Licht drangen aus der Tiefe der unterirdischen Höhle.

John Bakers lief geduckt in das Halbdunkel… Macabros blieb in seiner Nähe.

Ganz vorn war schattenhafte Bewegung, viele Gestalten.

Menschen?

Macabros war überzeugt davon, daß es sich nur um die Nebel-Gestalten handelte, um die Elementar-Geister, die Jim von einer Notwendigkeit überzeugen wollte.

Er hörte heisere, erregte Stimmen.

Er passierte den ersten Saal, das Licht changierte einen Ton dunkler. Dann den zweiten Saal – das Licht wurde wieder eine Nuance heller…

Und dann sah er die Gestalten und wußte, daß Jim zu spät gekommen war…

Dämonen! Hunderte, tausende waren hier versammelt…

Die unterirdischen Hallen waren erfüllt von ihnen.

Die Dämonen waren bewaffnet, sahen furchterregend aus, und ihre Aufmerksamkeit war auf jenes riesige Kristall-Gebilde gerichtet, das groß wie ein Einfamilienhaus war und in einem bläulich-roten Licht pulsierte.

Die Form!

Macabros zuckte zusammen, als ihn der Gedanke blitzartig überraschte. Auch Björn Hellmark, der sich weit außerhalb des Labyrinths befand, ruckte hoch.

Das war ein Manja-Auge!

Aber was für eins!

Macabros, der John Bakers wortlos begleitete, wußte noch nicht, wie er den jungen Engländer in die Geschehnisse in dieser Region einreihen sollte.

John Bakers kehrte das widersprüchliche Verhalten eines Menschen an den Tag, der den Verstand verloren hatte.

Bakers verhielt sich außergewöhnlich still und bewegte sich wie ein Schatten. Als er die Versammlung der Unheimlichen sah, lief er geduckt zu einer Treppe, die zu einem anderen Turm führte, in dem sich ebenfalls zahlreiche Torbögen befanden.

Macabros achtete auf Bakers' Verhalten und auf die Versammlung, die von den Ankömmlingen noch nichts bemerkt hatten. Dadurch, daß die geheimnisvolle Lichtsäule in den Schächten zum Erlöschen gekommen war, rechnete man offensichtlich nicht damit, daß Außenstehende hier eindringen konnten.

Für Bakers hätte schließlich auch der Versuch, in den Schacht zu gelangen, tödlich geendet.

Bakers versteckte sich hinter einem Torbogen und atmete schnell und flach.

Auch Macabros verbarg sich im Schatten eines Durchlasses.

Von erhöhter Warte aus hatte er einen vortrefflichen Blick auf die Versammlung, auf das riesige Manja-Auge, das einen Tempel innerhalb dieser unwirklichen, offensichtlich der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my geweihten Tempel darstellte, und er sah auch Jim, den Kugelkopf, mit dem etwas Schreckliches vorging.

Er klebte wie angewachsen an dem kränklich pulsierenden Auge, und sein Körper hatte die Farbe des Manja-Auges, war durchglüht und von einer eigenen Art Leben durchflutet…

Jims Körperoberfläche zeigte Bilder, als wäre ein unsichtbarer Projektor auf ihn gerichtet.

»Marlos!« hörte Macabros die spöttische Stimme. »Das ist Marlos… du siehst die Welt, aus der du kommst, und wo ihr alles vorbereitet. Marlos… sehen nun auch die anderen, durch ein Auge, das euch seit Anfang an täuscht, Bilder vorgaukelt, die nicht wirklich sind… und durch dieses eine veränderte Manja-Auge – vereint mit den Gedanken des Bösen in der Welt – wurde eine Brücke geschlagen, die in dieser zeitversetzten Dimension mitten in den Karpaten zur Brücke für den Übergang wird. All das Böse, das hier konzentriert ist, wird wie eine Bombe nach Marlos transferiert. Und dann kommen meine Helfer. Der

Überfall wird schnell und erfolgreich über die Bühne gehen… einen ersten Angriff habe ich bereits durchgeführt. Er hat ihn gespürt, mein Todfeind…!«

Ein gefährliches Lachen drang über Apokalyptas Lippen.

Macabros glaubte, der Boden würde sich unter ihm auftun, als er sah, was Apokalypta sah, was tausend bewaffnete Dämonen erblickten, was auch Jim in allen Einzelheiten mitbekam. Und er am meisten und intensivsten. Denn er war mit dem veränderten, aufgeblähten Manja-Auge verbunden, das zu einer' Ausgeburt der Hölle geworden war.

Jims Körper wurde zu einer Art Bildschirm, auf dem alles sichtbar wurde.

Ein weißer Strand, Palmen, in deren Wipfel der Wind leise säuselte… Wellen, die sanft am Ufer ausliefen… dahinter Blockhütten… die Behausungen der Marlos-Bewohner! Danielle de Barteaulieé und Carminia Brado waren zu sehen. Sie sprachen mit Arson und Rani Mahay, der offensichtlich ohne Ergebnis aus New York zurückgekehrt war.

Carminia und Arson, der Mann mit der Silberhaut, zeigten sich sichtlich besorgt darüber, daß noch keine Neuigkeiten von Björn und Jim eingetroffen waren.

Wenn sie wüßten, was sich hier in dem geheimnisvollen Tempel abspielte, wären sie entsetzt gewesen!

Die Dämonen hatten einen Einblick nach Marlos gewonnen!

Und die geistige Kraft, die sich durch den Einsatz der Elementar-Geister in der Region dieses Dämonentreffpunkts nur noch verstärken würde, sollte die verhaßten Marlos-Bewohner treffen und in die Knie zwingen.

Über die unterschiedlichen und doch zusammenhängenden Dimensionsebenen innerhalb des Tempels hinweg wurde Hellmark durch Macabros' Erkenntnisse die ganze Tragweite der Ereignisse bewußt.

Und Apokalyptas triumphales Eingeständnis unterstrich dies Wissen.

Das veränderte Manja-Auge hatte ihn, Hellmark, angestarrt. Aus einer anderen Dimension hatte es einen ersten Schlagabtausch gegeben, der ihn zu Boden geworfen hatte. Carminia hatte ihn in der Geister-Höhle gefunden. Starr und kalt. Leblos – und doch nicht tot. Die Kraft hatte nur eine Zeitlang gewirkt – und sich dann wieder aus ihm zurückgezogen.

»Du wirst nichts mehr von unserem einmaligen Geheimnis verraten können«, wandte sich Apokalypta ein letztes Mal an Jim, den Guuf. »Dich wird es nicht mehr geben, wenn wir den Angriff auf Hellmark und die anderen starten. Wir sind stark genug…«

Sie zog das Schwert heraus und gab das Zeichen. John Bakers, der die ganze Zeit über atemlos im Schatten neben dem Torbogen gehockt und den seltsamen Worten gelauscht hatte, ohne sie zu verstehen, schrie in diesem Moment auf.

»Harry!«

Er hatte ihn entdeckt.

In einer der Öffnungen, die in das Titanen-Auge führten, tauchte eine Gestalt auf, schwach, am Ende ihrer Kraft. Ein Mensch…

John Bakers kannte keine Vorsicht mehr.

Er warf sich nach vorn und lief über die Stufen nach unten – direkt auf die Reihen der Dämonen zu, in die Bewegung kam.

Hunderte von Köpfen flogen herum, auch Apokalypta wandte den Blick und sah herüber – entdeckte Macabros, der noch nach Bakers greifen und ihn von seinem wahnwitzigen Unternehmen abhalten wollte.

»Der Feind ist mitten unter uns!« tönte die Stimme der ›ewigen Unheilbringerin‹ laut durch die Halle.

Dann war der Teufel los.

*

In Sekundenschnelle mußte er schwerwiegende Entscheidungen treffen, für die er eigentlich mehr Zeit gebraucht hätte. Aber die stand ihm nicht zur Verfügung.

Björn registrierte, daß die Verbindung zu Macabros nicht so intensiv war wie sonst. Die unterschiedlichen Lichtflächen, die die einzelnen Hallen des Tempels voneinander trennten, lagen dazwischen.

Daß es sich um eine andere Dimension handelte, in die er mit Macabros geraten war, merkte er spätestens daran, daß es ihm nicht gelang, Macabros einfach aufzulösen und zu sich zurückzurufen. Die Dimensionsschranken standen dazwischen. Und es war überhaupt ein Wunder, daß sein Zweitkörper, der mit ihm durch ein unsichtbares Energieband verbunden war, sich nicht schon längst aufgelöst hatte, wie es eigentlich der Fall hätte sein müssen.

Über die Dimensionen hinweg nämlich konnte er normalerweise seinen Zweitkörper nicht aufrechterhalten.

Björn machte dafür eine zusätzliche Komponente verantwortlich. Es mußte die Kraft sein, die durch das veränderte Riesen-Manja-Auge und die Verbindung nach Marlos zustande kam.

Doch Zeit, jetzt darüber Gedanken anzustellen, hatte er nicht.

Da war zunächst Jim, den er aus den Klauen der ›ewigen Unheilbringerin‹ befreien mußte.

Hellmark tat zwei Dinge gleichzeitig.

Er mobilisierte seinen Zweitkörper und sprang nach vorn, mitten in die Dämonen hinein. Seine Fäuste wirbelten wie Dreschflegel in die Umstehenden, die sich mit ihren Waffen gegenseitig behinderten.

Ein Umstand kam Macabros dabei zugute.

Er war von Jim nicht zu weit entfernt und konnte sich schnell zu ihm durchboxen.

Auf dem Weg zum überdimensionalen Manja-Auge wurde er von mehreren Messerstichen und Schwerthieben getroffen.

Ein Körper aus ätherischer Substanz aber war nicht verwundbar, war nicht zu töten.

Und während Macabros Dämonen zu Boden warf und dem hilflosen Jim entgegeneilte, rannte Hellmark so schnell ihn seine Beine trugen an die Stelle zurück, von der aus sie durch den Geist-Spiegel des Hestus ihren Weg in die diesige Landschaft genommen hatten.

Er setzte die besondere Blüte ein, die der Schlüssel für die Rückkehr war. Sein Körper versank sofort im Nichts und wurde neu zusammengefügt auf der Insel Marlos.

Er spürte nicht den Sog, als die Atome seines Körpers durch die mikroskopisch feine Öffnung gejagt wurden. In voller Größe materialisierte er am Rand des rätselhaften Spiegels, in dem mentale Kräfte schlummerten.

Hellmark gönnte sich keine Sekunde Pause.

Er rannte zum Strand hinunter, direkt auf die Geister-Höhle zu.

Da traten durch den Eingang vier Gestalten.

Danielle, Rani, Arson und Carminia. Sie waren alle bewaffnet.

»Björn!« entfuhr es der Brasilianiern. »Wenn man am wenigsten mit ihm rechnet, taucht er auf. Damit dürfte sich wohl unsere Aktion erübrigt haben…«, meinte Rani Mahay, in dessen Gürtel ein langes Schwert und ein stilettartiger Dolch steckten.

»Ihr kommt gerade recht«, stieß Hellmark hervor. »Ich weiß nicht, wer euch den Tip gegeben hat, aber ihr seid genau in dem Aufzug, wie ich ihn gebrauchen kann.«

»Arson kam auf die Schnapsidee«, meldete sich da eine vergnügliche Stimme. Sie kam von Whiss. Der kleine Kobold, so groß wie ein Rabe, sah aus wie ein Mittelding zwischen Vogel und Schildkröte. Er stand auf Rani Mahays Schulter, hatte ein Bein angezogen und lehnte lässig, den linken Arm in die Hüfte stemmend, an Mahays Ohr. »Ihm behagte mit einem Mal nicht, daß du solange nichts von dir hören ließest. Da müßte etwas schief gegangen sein, meinte er. So ein Silberhäutiger hat hin und wieder mal eine komische Idee…«

»Arson hat richtig gedacht. Jim ist in großer Gefahr, Apokalypta bereitet einen massiven mentalen und dämonischen Angriff auf Marlos vor…«, rief Hellmark erregt. Seine Haare hingen in die Stirn. »Wie das

zustande kommt, erkläre ich euch später, wenn wir noch mal heil zurückkehren und Zeit dazu ist…«

Er verschwand in der Geister-Höhle. Sein Weg führte hinauf zum obersten, nicht mit einem Skelett besetzten Stein-Thron, in dessen Sockel der Name BJÖRN HELLMARK eingemeißelt war.

Björn holte ein paar wichtige Trophäen.

Zunächst das Schwert des Toten Gottes, dann die Dämonenmaske und schließlich noch den Armreif Velenas.

So ausgestattet, eilte er wieder zu den Freunden.

»Und nun nichts wie weg von hier! Wir nehmen nicht den Weg über den Geist-Spiegel, um zum Dämonentreff zu gelangen. Wir werden sonst außerhalb des Schachtes ankommen. Um nach unten zu gelangen, verlieren wir noch mal Zeit. Das können wir uns sparen, indem wir uns sofort auf den Schachtboden versetzen. Faßt euch an den Händen! Ich konzentriere mich auf das Ziel, Rani, du bringst die Teleportation in Gang…«

Zum erstenmal empfand Björn Hellmark jene Tatsache als Handicap, daß er nicht ohne Macabros teleportieren konnte. Da hatten es seine Freunde besser. Er war stets auf seinen Zweitkörper angewiesen. Aber der war im Moment für ihn unerreichbar.

»Macht euch auf einen heißen Empfang gefaßt«, wies Hellmark seine Begleiter noch darauf hin. »Es wird Krach geben…«

»Wunderbar«, strahlte Whiss wie ein Honigkuchenpferd. »Für Krache und heiße Empfänge hab’ ich was übrig. Ich komm’ natürlich mit und werde kämpfen, daß die Fetzen fliegen…«

Er sprach mit tiefer, sonorer Stimme. Er konnte es nicht lassen, bekannte und unbekannte Stimmen zu imitieren. Darin war er ein wahrer Meister.

Und während er noch die letzten Worte sprach, zuckten drei seiner elf auf dem Kopf ragenden Noppen und streckten sich wie neugierige Köpfchen hervor, was ein Zeichen dafür war, daß Whiss im Vollbesitz seiner erstaunlichen, überragenden PSI-Fähigkeiten war…

*

Sie sprangen und erreichten ihr anvisiertes Ziel auf Anhieb.

Sie materialisierten aus dem Nichts, und die neue Welt breitete sich im Halbdunkel vor ihnen aus.

Die Freunde, die sich für den Sprung alle zusammen an den Händen gefaßt hatten, um gemeinsam den Fixpunkt zu erreichen, ließen sich los.

Hellmark warf Rani die Dämonenmaske zu, Carminia den Armreif der Velena, mit dem sich Unsichtbarkeit hervorrufen ließ.

»Ich nehme an, wir brauchen beides«, sagte er schnell. »Folgt

mir…« Er begann zu rennen.

*

Mit Macabros erreichte Björn sein Ziel, das Jim hieß.

Er war einen Schritt schneller als Apokalypta, die sich diese schon sichtbare Beute nicht entgehen lassen wollte.

Macabros erreichte Jim.

Das Glühen auf seinem Körper war erloschen, es zeigten sich keine Bilder mehr darauf.

Ein Schwert drang in Hellmarks Zweitkörper und brachte ihn nicht zu Fall.

Mit einer blitzschnellen Bewegung griff Macabros nach dem Fremdkörper zwischen seinen Schultern, zog ihn heraus und schlug zu. Er spaltete dem Dämon, der ihm am nächsten stand und den Angriff auf ihn ausgeführt hatte, mit der eigenen Waffe den Kopf.

Dann riß er Jim an sich. Der bewußtlose Guuf fiel wie eine reife Frucht in seine Arme.

Nun wurde es kritisch.

Er, Macabros, war gegen die Waffen der Angreifer gefeit. Aber nicht Jim! Wenn ihn ein Messerstich oder ein Schwerthieb traf, dann war alles umsonst gewesen!

Hellmarks Nähe!

Björns Bewußtsein erfaßte wieder alles, was Macabros sah, hörte und fühlte.

Da handelte er.

Apokalypta, mit hocherhobenem Schwert, sprang von der Seite her auf ihn zu.

Ihr Hieb sauste ins Leere.

Macabros verschwand und nahm Jim mit. Hellmark, der sich in der Halle befand, die unmittelbar vor dem Tempel-Zentrum lag, konnte wieder direkten Einfluß auf seinen Zweitkörper ausüben.

Original und Doppelkörper hielten sich in der gleichen Dimension auf.

Macabros kam wenige Schritte von den Marlosbewohnern entfernt an.

Er ließ Jim auf der obersten Stufe vor dem Eingang zurück, der in ihre Welt führte.

Whiss erhielt den Auftrag, den Guuf zu bewachen. Murrend übernahm er die Anordnung.

Er blickte den anderen nach, die im Halbdunkeln verschwanden – und gleich darauf vernahm er das Klirren der Schwerter und sah die Funken in der Dunkelheit sprühen.

Feindberührung! Die Feinde und die Dämonenkrieger Apokalyptas

standen sich gegenüber.

Whiss' Kiefer mahlten, seine Noppen zitterten.

Er blickte konzentriert in die Runde. Da war kein Gegner weit und breit. Die Halle war völlig leer.

Da entschied er sich. Er konzentrierte sich auf den jungen Guuf, und lautlos schoben sich mehrere seiner elf Fühler aus der Hirnschale. Wie dünne Antennen sahen sie aus.

Jims Haut veränderte sich. Sie wurde grau und grobkörnig wie die Wand, vor der er lag.

»Nur zur Tarnung, Kleiner«, murmelte Whiss im Selbstgespräch. »Wenn du aussiehst wie ein Stein, wird niemand merken, daß du keiner bist. Und wenn ich nach erfolgreichem Kampf zurückkehre, dann machen wir das Ganze rückgängig…« Er konnte Materie umwandeln, in dem er die Moleküle veränderte. Das tat er jetzt bei Jim. Im nächsten Moment sah es so aus, als würde auf der obersten Stufe neben einem Torbogen ein großer Stein liegen.

Whiss entfaltete seine bunten, schmetterlingszarten Flügel und segelte in das Halbdunkel, passierte die einzelnen Lichtbarrieren und erreichte den Kampfplatz.

Da ging es hoch her.

Die Freunde aus Marlos standen auf der untersten Stufe vor einem Tempelturm und kämpften mit Bravour.

Jeder verstand, das Schwert zu führen. Die angreifenden Dämonen fielen reihenweise. Aber wie hirnlose Roboter griffen sie immer wieder an. Apokalypta im Hintergrund feuerte ihre Krieger mit befehlsgewohnter Stimme an.

Die überraschende Wende, die ihre Vorbereitungen unterbrochen hatte, verschaffte den Freunden zunächst einen Vorteil.

Der Druck der Dämonenkrieger nahm mehr zu. Sie wollten die Entscheidung zu ihren Gunsten herbeiführen. Die Gelegenheit, alle verhaßten Feinde mit einem Schlag auslöschen zu können, bot sich so schnell nicht wieder.

Doch die Übermacht behindert sich in ihrem eigenen Bewegungsspielraum. Ein schneller Sieg war nicht möglich. Nur ein langer, opferträchtiger und für die Marlos-Bewohner kräftezehrender Kampf würde schließlich doch die Entscheidung herbeiführen.

Björn Hellmark, der an der Seite des muskulösen Inders kämpfte, wußte nur zu gut, daß sie diese enorme Belastung nicht lange aushielten.

Mit Macabros, der ebenfalls kräftig mitmischte, hatten sie zwar einen Kämpfer mehr, aber das reichte auch nicht, um das Blatt zu ihren Gunsten zu wenden.

»So schaffen wir's nicht«, sagte er außer Atem, während er mit sicherer Hand das Schwert führte, das nur für seine Hand geschmiedet

war und mit dem er mit geradezu spielerischer Leichtigkeit umgehen konnte. »Mit der Zeit machen sie uns fertig. Gegen diese Übermacht kommen wir nicht an… gut, daß wir hier auf der Treppe kämpfen. Da bleibt das Kampffeld für uns beherrschbar. Aber wenn wir nicht mehr können, überrollen sie uns. Wir müssen einen Ausfallversuch wagen, Rani. Schlagt euch zur Seite hin durch! Wichtig ist, daß wir diesen Wasserkopf von Manja-Auge zerschlagen… ich glaube, daß ihr Mut dann ziemlich schnell sinkt…«

»Achtung!« hörte er da eine helle Stimme über sich. »Hinter dir!« Whiss hatte einen Feind, der jetzt auf der Bildfläche erschien, zuerst wahrgenommen. Eine gebückt gehende Gestalt tauchte hinter den Kämpfenden auf und stand im Dunkeln unter einem der Torbögen.

Das Geschöpf hatte entfernte Ähnlichkeit mit einem Monster aus Dwylup. Es war in ein fetzenartiges Gewand gekleidet. Die Rechte des Monsterhaften war wie beschwörend ausgestreckt. Ein gleißender Feuerstrahl schoß auf die beiden Freunde zu, und wäre Whiss' Warnruf nicht erfolgt, hätte es Rani und Björn aus dem Hinterhalt erwischt.

Die Freunde sprangen gleichzeitig zur Seite. Der Flammenstrahl fauchte an ihnen vorbei und einem Dämon mitten ins Gesicht. Der Getroffene stand sofort in hellen Flammen.

Zu einem zweiten Angriff dieser Art kam es nicht. Hellmark versetzte Macabros noch im selben Moment an die fragliche Stelle, und das Schwert des Toten Gottes senkte sich in die Brust des Monsterhaften. Er löste sich in einer ätzenden, schwefelgelben Wolke auf.

Es genügte, wenn dieses magische Schwert aus den fernen Tagen Xantilons einen Dämon nur berührte. Das Ergebnis war stets das gleiche. Der Getroffene verging in einer Schwefelwolke.

»Ab zum Ausgang«, stieß Hellmark außer Atem hervor. »Ich komme nach, ich habe nur noch eine Kleinigkeit zu regeln…«

Er unterbrach sich, als er sah, daß Whiss erneut in das Geschehen eingriff. Auf seine Art.

Nahe dem veränderten Titanen-Manja-Auge tauchte ein monströses Wesen auf, das eine Menschenfrau auf den Armen trug.

Whiss' Noppen ruckten in die Höhe. Im gleichen Augenblick schien es, als würde die Frau von unsichtbaren Händen aus den Armen des Monsters gerissen.

Whiss erzeugte ein Levitation-Phänomen. Wie auf einem Luftpolster schwebte die bewußtlose Margie Tomdon über die Köpfe der kriegerischen Wesen hinweg. Die Bewegung wurde *von* Whiss sehr schnell durchgeführt. Auf die gleiche Weise entfernte er auch jenen blassen Menschen, der in einer Vertiefung des Manja-Auges hockte und bei dem es sich um Harry Sullivan handelte.

Der Engländer wußte nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich durch die Luft schwebte und in die andere Halle getragen wurde, in der sich keine Dämonen mehr aufhielten.

Hellmark versetzte Macabros auf das Manja-Auge, als er sah, daß Apokalypta die Elementar-Geister zum Eingreifen aufforderte.

Und da wurde ihre schon wenig rosige Situation noch brenzliger.

Die Schatten-Nebel entfachten den Sturm. Pfeifend und heulend jagte er über die Köpfe der Dämonen hinweg, es entstand ein Sog von derartiger Stärke, daß viele Anhänger von Apokalypta zu Boden stürzten.

Die Wucht des Orkans traf auch die Freunde wie ein gewaltiger Faustschlag.

Danielle und Carminia wurden förmlich die Beine unterm Leib weggerissen. Die beiden Frauen flogen gegen die Wand des Tempelturms und blieben einen Moment liegen. Hellmark klammerte sich an der Treppe fest, Arson rollte auf die Seite wie ein welkes Blatt, der kräftige Inder stemmte sich der Wucht entgegen, widerstand ihr aber nicht, ging dann ebenfalls zu Boden und wurde einfach in die Tiefe gedrückt.

Danielle de Barteaulieé, die weiße Hexe, griff ein.

Sie ließ ihre magischen Fähigkeiten wirken. Das konnte zwar den Orkan nicht völlig beseitigen, doch er wurde abgeschwächt. Das gab den anderen die Chance, sich aufzurappeln und den Kampf fortzusetzen. Mühsam bahnten sie sich einen Weg in die andere Halle.

In solchen extremen Kampfsituationen, wie dieser, verdoppelte Hellmark stets auch mit der Materialisation seines Zweitkörpers das Schwert des Toten Gottes. Was Hellmark in Händen hielt, formte sich auch in Macabros' Händen…

Und Macabros nutzte das besondere Schwert, das alle Dämonen fürchteten, mit der gleichen Kunstfertigkeit wie Hellmark.

Die Spitze der Waffe berührte die Substanz des Manja-Auges.

Die Stelle zerbröckelte sofort. Da hieb Macabros mit voller Wucht eine tiefe Kerbe in den ›Boden‹, auf dem er stand. Das Ergebnis übertraf seine Erwartungen.

Ein riesiger Brocken löste sich, rollte über die holprige Oberfläche und kullerte mit ohrenbetäubendem Lärm in die Tiefe.

Gleichzeitig stiegen schwefelgelbe Schleier von den ›beschädigten‹ Stellen empor.

Macabros konnte ohne Widerstand noch mehrere Male das dämonische Manja-Auge angreifen und gewaltige Bruchstücke herauslösen. Diese Brocken vergingen unten auf dem Boden und wehten als Schwefelwolken davon.

Das Schwert und das Dämonische – auch hier zeigte es wieder eine Wirkung wie Feuer und Wasser…

Im Hintergrund war einiges los. Der Durchbruch war geglückt.

Danielle konzentrierte sich weiter auf ihr Hexenkraft, schwächte die Kraft des Orkans ab, und Rani Mahay, der die Dämonenmaske trug, sah, wie die unheimlich anzusehenden und bösartigen Gestalten beim Anblick der furchteinflößenden Maske vergingen. Auf diese Weise hieb er im wahrsten Sinn des Wortes eine Gasse in die anrückenden Dämonen, die ihnen den Rückzug abzuschneiden versuchten.

In das allgemeine Kampfgetümmel mischte sich ein wilder Aufschrei, der alles übertönte.

Er kam aus Apokalyptas Kehle.

Die Dämonin sah die Auflösung des Riesen-Auges, mit dem sie die Barriere nach Marlos hatte niederreißen wollen.

Aus der Höhle glitt auf einen schrillen Pfiff ein Schatten herbei. Apokalyptas Flugtier!

Die ›ewige Unheilbringerin‹ schwang sich auf den Rücken des Echsenpferdes, das mit gewaltigen Flügelschlägen sofort wieder in die Höhe stieg, dann von Apokalypta herumgerissen wurde und sich im Sturzflug Macabros näherte, der mit dem Zerhacken des Manja-Auges beschäftigt war.

Macabros war von schwefelgelben Wolken umhüllt. Er registrierte mit Genugtuung, daß mit den ersten Schlägen, die er gesetzt hatte, eine Art Selbstauflösung eingetreten war. Wie ein Atombrand fraß sich die Kraft aus dem Schwert in den kränklichen Stein und ließ ihn kleiner werden…

Apokalypta wollte dem Einhalt gebieten.

In ihrer unersättlichen Machtgier und der Furcht, so dicht vor dem entscheidenden Todesstoß noch mal zurückgeschlagen zu werden, ließ sie alle Vorsicht außer acht und setzte alles auf eine Karte.

Im Sturzflug raste sie Macabros entgegen.

Der sah das riesige Tier und die Dämonin, deren Flügel auf der Rüstung gespreizt waren wie die eines Raubvogels, der sich auf sein Opfer stürzte, über ihm auftauchten.

Apokalyptas langes Schwert funkelte.

Macabros reagierte mit einer Schnelligkeit, die Apokalypta offensichtlich unterschätzt hatte.

Macabros richtete sich auf, packte sein Schwert wie einen Wurfspieß und warf ihn mit aller Kraft der sich nach vorn beugenden Dämonin entgegen.

Die Spitze traf sie genau auf der Brust. Das metallüberzogene Leder hätte einen normalen Schwerthieb ohne weiteres standgehalten, aber nicht dem Schwert des Toten Gottes! Es bohrte sich durch Metall und Leder, durch den zarten Stoff darunter und durch die Haut. Tief drang es in ihren Körper ein…

Apokalyptas Gesichtsausdruck veränderte sich und zeigte ungläubiges Erstaunen. Sie kippte langsam nach vorn, und ihr Körper wurde zu einem gelben, aufquellenden Rauch, der noch sekundenlang ihre ›menschliche‹ äußere Gestalt zeigte.

Nur noch ein nebliger, verwehender Schemen saß auf dem bizarren Flugtier. Ihr Körper hatte keine Gestalt mehr. Das Schwert fiel durch sie hindurch, auf das sich auflösende Manja-Auge zu, wo es Macabros in halber Höhe noch auffing.

Ein tausendstimmiger Aufschrei ging durch die Reihen der anwesenden Dämonen, als sie das Ungeheuerliche, Unfaßbare erblickten.

Apokalypta war tot!

*

Das schattenhaft abgestufte Halbdunkel begann zu flackern.

In die Reihen der Dämonenkrieger kam Bewegung.

Alles schrie und rannte durcheinander. Sie waren auf der Flucht. Mit dem Tod ihrer kriegerischen Herrin waren sie kopflos und führerlos geworden. Sie wußten nicht, wie es weiterging.

Aber sie wollten ihr dämonisches Leben erhalten.

In wilder Panik stürzten sie über die Treppenstufen nach oben und verschwanden in den zahlreichen Durchlässen.

Das schimmernde Licht in den Schächten begann zu pulsieren. Auch die Elementar-Geister beteiligten sich an der Flucht.

Alles war mit dem Vergehen des Manja-Auges und dem Tod der hohen Dämonin in Auflösung begriffen.

Hellmark löste Macabros auf.

Der Herr aus Marlos erreichte mit seinen treuen Begleitern die Stelle, an der sie angekommen waren. In diesem Schacht pulsierte kein Licht!

»Wir kommen heil hier ’raus. Wir schaffen’s«, sagte er voller Zuversicht.

Whiss änderte die materielle Struktur Jims, der in diesen Sekunden erwachte und im ersten Moment nicht wußte, wo er sich befand und was geschehen war.

»Wenn wir zurück sind, werden wir dir alles erklären«, sagte Björn Hellmark lächelnd.

Sie kehrten auf dem Weg der gedanklichen Reise nach Marlos zurück.

Alle kamen ungeschoren dort an. Auch Margie Torndon und Harry Sullivan. Für John Bakers war leider jede Hilfe zu spät gekommen, er war einem Dämonenkrieger direkt in die Klinge gelaufen…

*

Björn unterhielt sich mit Margie und Harry, die langsam auftauten und eine schwache Ahnung von dem erhielten, was sie erlebt hatten.

Sie hatten ärztliche Behandlung nötig. Beide hatten die Nase von der ›Geisterjagd‹ voll.

Harry Sullivan schilderte noch sein unheimliches Erlebnis im Innern des Nebels, der ihn nicht mehr losgelassen hatte. Die Dämonenfalle war dort zugeschnappt.

Rani brachte die beiden Engländer nicht nach Drowna zurück. Er lieferte sie in einem Londoner Spital ab und holte mit einer Vollmacht Harry Sullivans wenig später das Gepäck aus dem Dorfwirtshaus von Drowna, wo man sie vor ihrem nächtlichen Ausflug gewarnt hatte.

Björn Hellmark kehrte in dieser Nacht noch mal an die Stelle in den Karpaten zurück, wo John Bakers und Harry Sullivan ihr Erlebnis mit dem Nebel hatten.

Die weiße, milchähnliche Masse war verschwunden. Von der Schachtöffnung war nur noch eine flache Mulde zu sehen.

Björn wollte Gewißheit haben.

Er versetzte Macabros tief in den Felsen.

Dort befand sich noch ein Hohlraum. Auch die Tempelsäule war vorhanden und die Treppe.

Aber das Tempel-Labyrinth war verschwunden.

Macabros kam nur ein paar Schritte weit, dann stieß er gegen eine kahle, nackte Felswand. Das schattig abgestufte Licht, das die Grenzen zwischen den Dimensionen aufgelöst hatte, existierte nicht mehr. Es gab kein Tempelzentrum mehr, keine Dämonen und keine Elementar-Geister, die hier eine beherrschende Rolle gespielt hatten.

Geblieben war nur der Rest einer Höhle, Rest eines Dämonenstützpunktes, der gewiß keine Bedeutung mehr haben würde, nachdem sie ihn kannten.

Sie hatten einen Sieg errungen. Viele Fragen waren beantwortet. Aber nicht alle.

Als er auf die Insel zurückkehrte, versetzte er sich sofort in die Geister-Höhle.

Dort war Carminia Brado schon anwesend. Sie stand neben dem steinernen Thron und hielt eine Schatulle in der Hand, in der sich die restlichen vier Manja-Augen befanden.

Björn warf einen Blick in das Behältnis.

»Es sind nach wie vor vier Exemplare, aber eins von ihnen, jenes, das ich aus Dwylup mitbrachte, scheint eine Art Kuckucks-Ei gewesen zu sein. Durch dieses Auge war die Brücke zu dem anderen möglich, das Apokalypta gezüchtet hat. Wir werden den Bestand dieser vier Augen sehr aufmerksam beobachten müssen… etwas geschieht mit

ihnen, ich weiß jetzt, daß du recht hattest…«

»Frauen haben immer recht«, entgegnete die Brasilianerin und klappte die Schatulle zu.

Hellmark hörte nur mit halbem Ohr hin.

Mit seinen Gedanken war er weit weg.

Er dachte an das Phänomen des Auftauchens von Professor Harrison und daran, daß er mit dem Sieg über Apokalypta ein großes Hindernis auf dem Weg in das Schreckenszentrum Rha-Ta-N'mys beiseite geräumt hatte.

Er drehte den Kopf. In der Wandnische lagen noch zwei versiegelte Umschläge. Der zwölfte trug die Aufschrift »Die Seelenfresser«.

Was würde er enthalten.

Carminia faßte Björn bei der Hand, schüttelte den Kopf und zog den blonden Mann dann langsam über die Treppe nach unten.

»Kümmere dich später darum!« sagte sie leise. »Du bist in der letzten Nacht nur ein paar Stunden im Bett gewesen. Vergiß das nicht…«

Sie zog die Tür zu und schloß sämtliche Fensterläden, daß kein Sonnenstrahl mehr durch die Ritzen fiel.

»Und damit wird's Nacht auf Marlos«, konstatierte Björn.

»Richtig«, entgegnete Carminia Brado nur.

Er vernahm das leise Rascheln von Stoff, als sie ihre Kleider abstreifte.

Dann fühlte Björn die feuchten Lippen auf seinem Mund und einen nackten Körper, der sich sanft an ihn schmiegte…

ENDE

Björn Hellmark alias Macabros

Die Abenteuer eines außergewöhnlichen Menschen

Björn Hellmark ist der Erbe der unsichtbaren Insel Marlos, die in der Clarion-Graben-Zone genau zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln liegt.

In der Geister-Höhle bewahrt er seine Trophäen auf, die er im Kampf mit Geistern, Dämonen und jenseitigen Mächten gewann, und die von großer Bedeutung für ihn sind.

Er besitzt:

1. das Schwert des Toten Gottes, das nur seine Hand führen kann.

2. die Dämonenmaske. Sie verwandelt seinen Kopf in einen Knochenschädel. So jedenfalls nehmen menschliche Augen ihn wahr. Dämonen sehen etwas darin, das sie zerstört.

3. den Trank der Siaris. Er bewirkt geistige Weitsicht. Zum falschen Zeitpunkt angewendet, bringt er jedoch den Tod.

4. die sieben Augen des Schwarzen Manja. Das sind faustgroße, rubinrote Objekte, die aussehen wie ungeschliffene Edelsteine. Sie heißen deshalb Manjaaugen, weil sie tatsächlich von dem Heiligen Vogel stammen, der in der Vergangenheit der Erde auf Xantilon lebte und etwa 700 Jahre alt wurde. Die Augen toter Manjas wurden zu Stein, die Körper vergingen.

5. Velenas Armreif. Er bewirkt Unsichtbarkeit. Darf aber nicht zu oft angewandt werden, da sich die darin gespeicherten magischen Energien mit der Zeit verbrauchen.

Hellmark hat die Gabe, sich zu verdoppeln. Sein Doppelkörper heißt Macabros. Björn war in einem ersten Leben Kaphoon, ein Kämpfer für Recht und Freiheit.

Mit Björn Hellmark lebt eine Anzahl weiterer Menschen auf Marlos. Jeder hat eine eigene, einfach eingerichtete Blockhütte.

Carminia Brado: Brasilianerin von atemberaubender Schönheit. Hellmark nennt sie zärtlich »Schoko«. Sie hat ebenfalls schon mal gelebt, vor zwanzigtausend Jahren. Da war sie Loana, die Tochter des Hestus.

Rani Mahay: Inder, genannt »Der Koloß von Bhutan«. Kann mit bloßem Willen wilde Tiere zähmen.

Pepe: Hellmarks Adoptivsohn aus den Urwäldern Yukatáns. Er verfügt über parapsychologische Fähigkeiten. In seiner Gegenwart verbiegen sich Bestecke, zerplatzen Glühbirnen, bleiben Fahrstühle und Rolltreppen und manchmal auch Autos stehen…

Al Nafuur: Zauberpriester aus Xantilons Vergangenheit. Er existiert als Unsterblicher in einem Zwischenreich. Manchmal nimmt er geistigen (telepathischen) Kontakt zu Björn Hellmark auf.

Ak Nafuur: Zwillingsbruder. Jahrtausende lang nannte er sich Molochos, um ewiges Dämonenleben zu besitzen. Mit Hilfe der sieben Manjaaugen konnten die bösen Geister der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my aus seinem Körper vertrieben werden.

Camilla Davies: Medium aus London.

Alan Kennan: Junger Mann, der Björn jegliche nur denkbare Unterstützung zukommen läßt.

Jim, der Guuf: Sein Vater war ein Kugelkopf, seine Mutter eine Menschenfrau, die gegen ihren Willen in die Vergangenheit der Erde verschlagen wurde. Jim wurde in der Gegenwart geboren. Er sieht aus wie ein Dämon – und ist eine Seele von Mensch. Durch sein Äußeres fällt er überall auf und die Menschen erschrecken vor ihm. Das macht ihn traurig. Auf Marlos fühlt er sich wohl,